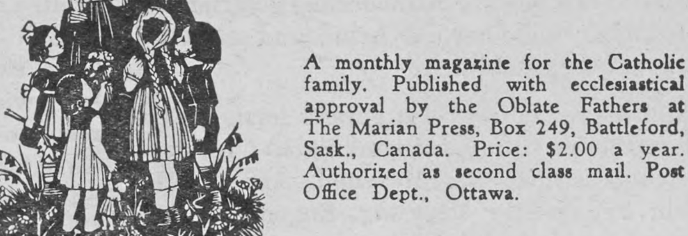


DER MARIENBOTE

Mai - Juni 1961



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

29. Jahrgang Mai-Juni 1961 Battleford, Sask. No. 8

Heute - "der vorletzte Marienbote"

Im Februar dieses Jahres wurde von den Oberen der St. Marienprovinz der Oblatenpatres beschlossen, das Erscheinen des "Marienboten" einzustellen. Die Zahl der Leser wurde immer kleiner. Unser Verlaghaus zu Battleford in der Provinz Saskatchewan war bereits seit zehn Jahren zweitausend und noch mehr Kilometer von den gegenwärtigen Mittelpunkten des deutsch-katholischen Lebens Canadas abgelegen. Der persönliche Kontakt mit unseren Lesern bestand kaum noch. Unsere alten Leser der Prärieprovinzen Canadas sind zum größten Teil bereits in der Ewigkeit. Ihre Söhne und Töchter lesen nur noch englische Blätter. Unsere Neueinwanderer, von denen viele bereits "alte Canadier" sind, leben im Industriebezirk des Ostens oder an der Westküste Canadas. Von Saskatchewan aus mit ihnen in Verbindung zu bleiben ist einfach unmöglich. So mußte es denn kommen, daß des "Marienboten" Leserkreis immer kleiner wurde. Wir haben nun jene äußerste Grenze der notwendigen Leserzahl überschritten, die notwendig ist, um ein Blatt über dem Wasser zu halten. Weiter können wir nicht mehr. Darum wurde beschlossen, den "Marienboten" einzustellen.

Wir werden unseren Lesern im Juli noch eine, die letzte, Ausgabe des Marienboten zuschicken. Da es sich sehr schlecht machen läßt, mit jedem einzelnen abzurechnen, der den "Marienboten" bis zum Ende des Jahres oder gar bis zum Ende des Jahres 1962 bezahlt hat, möchten wir unsere Leser bitten uns mitzuteilen, ob wir ihnen statt des "Marienboten" unser englisches Blatt "Our Family" zuschicken dürften. "Our Family" ist eine katholische Monatsschrift für englisch sprechende Katholiken — denen unsere Jugend ja heute bereits angehört. Schreiben Sie uns bitte, und wir werden Ihnen unsere englische Monatsschrift "Our Family" zusenden.

Die Priesterstudenten-Bursen des "Marienboten" hat der Marianische Missionsverein der Oblatenpatres übernommen. Die Adresse lautet: Rev. Father M. Doll O.M.I., Missionary Association of Mary Immaculate, St. Thomas College, North Battleford, Sask.

Der Missionsverein wird unsere Fatima-, St. Karl- und Unsere Liebe Frau vom Guten Rat-Bursen weiterführen. Der "Marienbote" dankt allen Wohltätern, von denen viele uns zu alten, jahrelangen, treuen Freunden geworden sind. Seit fast zwanzig Jahren haben wir die Bursen für arme Priesterstudenten aufgebaut und geleitet. Möge es dem Marianischen Missionsverein nun gegeben sein, unser Werk noch besser auszugestalten.

Mit dem "Marienboten geht nun das letzte katholische Blatt deutscher Sprache von uns. Arm wie ein Waisenkind Gottes stand unser "Bote" neben den vielen anderen deutschen Blättern, die

hier in Canada herausgegeben, oder von drüben kommend, der Öffentlichkeit angeboten werden. Wir wundern uns gar nicht, daß der "Marienbote" von so vielen einfach übergangen wurde. Er trug ein altes Kleid, er sprach nur sehr leise, nie in schreienden Schlagzeilen, sein Gang war lahm, seine Blätter fast ganz ohne moderne Illustrierung, Schriftstellerfreunde hatte er keine, und sein Geld war schon lange dahin.

Im Mai dieses Jahres, also gerade jetzt, gedenken die Oblaten ihres heiligmäßigen Gründers, des Bischofs Eugen von Mazenod. Am 21. Mai war sein hundertster Todestag. Eugen von Mazenod war der Stifter der Missionsgenossenschaft der Oblaten, indirekter Stifter auch all' der vielen Oblatenwerke in der Welt. Unser "Marienbote" war eines dieser Werke, das fast drei Jahrzehnte lang, gegründet und geleitet von Oblaten, den Katholiken Canadas dienen konnte. Wenn wir am 21. Mai die Hundertjahrfeier des Todes unseres Stifters begehen, dann werden wir ganz gewiß nicht das Sterben eines Menschen und seiner Werke gedenken. Eugen von Mazenod hat eine Saat gelegt, die heute in aller Welt aufgeht, immer neue Missionen, immer neue Oblatenwerke gründend. Und wie das Werk des heiligmäßigen Diener Gottes Eugen von Mazenod, so wird wohl auch unser nun dahinscheidender "Marienbote" irgendwo seine gute Saat zurückgelassen haben, die einstens, wenn auch nur verborgene, so doch gute Frucht zeigen wird.

Wenn wir nur an die vierziger Jahre zurückdenken. An die Kriegsjahre, als der "Marienbote" vielen deutschen Kriegsgefangenen in den Lagern Canadas nicht nur mit Trost und Worten, sondern auch mit Liebestaten helfen konnte. Oder an die Nachkriegsjahre, als der "Marienbote" tausende von Dollars sammelte, um den Hungernden der großen Not des Nachkriegsdeutschlands zu helfen. Ob wohl damals nicht so manches Saatkörnlein der Nächstenliebe gelegt worden war? Wir wissen es nicht. Wir wissen aber eines: daß nämlich Gottes Wort und Lehre, wie der "Marienbote" sie zu verbreiten suchte, und daß auch jene Nächstenliebe, die Christus uns gelehrt und die der "Marienbote" in den bescheidenen Grenzen seiner Möglichkeiten zu üben suchte, nie ganz ohne Frucht bleiben wird. Irgendwo hat unser Bote Gutes tun können. Und dafür danken wir Gott.

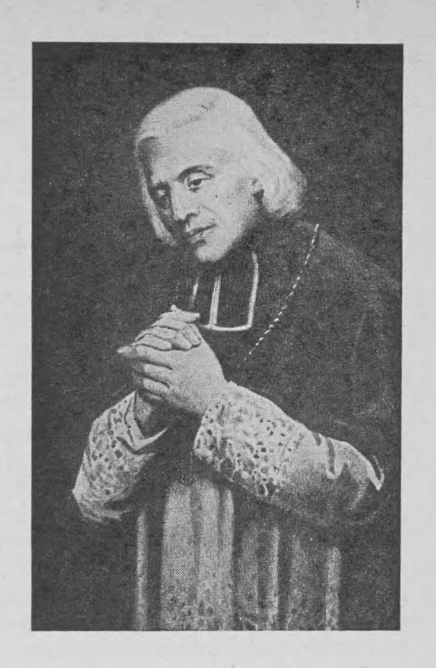
Den Namen Mariens trug unser Blatt. "Marienbote" nannte er sich. Seine Gründer, der heutige Bischof von Kimberley in Südafrika, S. Exzellenz Bischof Johannes Boekenfoehr O.M.I., und der seit elf Jahren verstorbene Pater Alfons Schaller O.M.I., waren Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. In aller Marienfrömmigkeit der Oblaten weihten sie ihr Werk der Gottesmutter. So lange der "Marienbote" bestand, suchte er warme Marienliebe unter seinen Lesern zu verbreiten. Eine der großen Freuden des "Marienboten" kam, als seine Marien-Fatimaerzählung "Des Herrn Markus heilige Sorgen" in Deutschland wiedergedruckt wurde. Andere Freuden kamen uns, wenn immer wir unseren Lesern nach Christus das Lieblichste, Strahlendste und Hoffnungsvollste unserer Religion erzählen konnten: Über Maria, die große Tochter des Herrn, die Mutter des Erlösers und die Zuflucht der Menschen.

Sehr viel Mühe gab sich der "Marienbote" auch, unsere Leser immer in lebendiger Beziehung mit den Oblatenpatres unter den deutschsprechenden Katholiken Canadas zu halten. Wo immer es Priesterweihe gab, oder ein silbernes oder gar goldenes Priesterjubiläum, auch wenn immer einer unserer Patres starb, suchten wir Priester und Volk miteinander bekannt zu machen. Vor noch zehn Jahren, als die Mehrzahl unserer Leser um uns herum lebten, war so etwas dem "Marienboten" festes Program. Und die Leser waren uns dafür dankbar. Dieses fast persönliche, herzliche Verhältnis zwischen Volk und ihren deutschsprechenden Priestern, vermittelt durch den "Marienboten", ist inzwischen auch geschwunden. Hier im Westen wird nun überall englisch gesprochen und gelesen. Der "Marienbote" war schon seit langem nicht mehr das katholische Sprachrohr der Deutschstämmigen Westcanadas. Doch auch hier konnte der "Marienbote" so manche Freundlichkeit zwischen Priestern und Volk vermitteln. Auch daran denken wir heute gern zurück.

Wenn wir nun bald unsere Marienbotenarbeit beschließen, möchten wir unsere Leser doch noch bitten, der katholischen Presse treu zu bleiben. Wer noch weiterhin sehr gerne ein deutsches, katholisches Blatt haben möchte, schreibe an: The Benedictine Press, St. Benedict, Oregon, U.S.A. Dort wird die katholische, deutsche Wochenschrift "St. Josephsblatt" herausgegeben. Kaum noch hat es ein Katholik bereut, sich das "St. Josephsblatt" bestellt zu haben.

Dank allen unseren alten Lesern für ihre jahrelange Treue. Wir haben auf unserer Leserliste Namen, die dort schon seit der ersten Ausgabe des "Marienboten" gedruckt stehen. Es sind das

Eugen von Mazenod



Am 21. Mai jährte sich zum 100. Male der Todestag Eugens von Mazenod, des Gründers der Genossenschaft der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria. Was er aus priesterlichem Herzen gesät, ist heute zu überreichen Erntefeldern der Kirche Gottes geworden.

Die Genossenschaft der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria zählt heute 7438 Mitglieder, das heißt Oblatenbischöfe, Oblatenpriester, Seminaristen und Klosterbrüder. Es war am 11. April 1816, als die ersten zwei Oblaten ihre Gelübde ablegten und den Oblatenorden somit ins Leben riefen. Es waren das die jungen Weltpriester Eugen von Mazenod und Pater Tempier, beide aus Südfrankreich.

Eugen von Mazenod war noch nicht lange Priester. Vor seiner Weihe schaute er bereits mit sorgendem Herzen auf die religiöse und sittenlose Verwirrung der breiten Volksmassen seiner Heimat, in der südfranzösischen Provence. Zum Entsetzen seiner adligen Freunde entschloß Eugen von Mazenod sich, sein Priesterleben dem einfachen Landvolk zu weihen. Im Februar 1813, kaum vierzehn Monate nach seiner hl. Priesterweihe, ließ er in allen Pfarrkirchen der provencalischen Hauptstadt Aix bekannt geben, daß er, Herr von Mazenod, an jedem der kommenden Fastensonntage in der St. Magdalenenkirche um sechs Uhr morgens Predigten fürs einfache Volk, und zwar im Bauerndialekt des Volkes, halten werde. Alle seien eingeladen, Arbeiter, Mägde, Hausangestellte, Knechte, Bauern und Bettler. Unter den Adligen und Bürgern herrschte größte Bestürzung. Damals lebte man noch nach strengen Standesunterschieden. Ein Adliger — und Eugen von Mazenod war adlig — hatte sich vom "gemeinen Volke" fernzuhalten, ganz gleich ob er Priester sei oder nicht. Auch von Eugen von Mazenod, dessen feiner Geist und hohe Bildung bekannt waren, erwartete man, daß er sich den "besseren Kreisen" widme, um mit ihnen nach Art der "Gebildeten" über Christentum, Politik, feine Kunst, Papst und Religion an ruhigen Ausspracheabenden zu reden.

Wir können heute kaum noch die gesellschaftlichen Verhältnisse jener Tage verstehen. Es war damals strenge Lebensregel, daß Adel und jeder Bürger von Reichtum und Ansehen im eigenen Kreise bleibe, im Kreise der "besseren Menschen". Das ungebildete Volk zählte nur als eine Masse von ungebildeten Halb-Menschen. Es galt als "unfein" und gegen jeden "besseren Ton" verstoßend, sich mit dem einfachen Volke abzugeben. Wenige nur gab es unter diesen "besseren" Leuten, die auch im einfachen Menschen den Christen sahen, den zu achten und dem zu dienen Christus uns geboten hat.

Eugen von Mazenod war nicht der Mann, sich von den Herren und Damen der gebildeten und adligen Zirkeln sagen zu lassen, wie er sein Priesterleben zu führen habe. Er sah den Christen im Armen, und er betrachtete es als seine größte Priesterpflicht, das einfache Volk seiner Heimat, das fast keine Religion mehr hatte, zu Gott zurück zu führen. "Christus muß in ihnen geformt werden", sagte Eugen von Mazenod immer wieder. Um das zu tun, entschloß er sich zu einer Tat, die der Kirche Christi zum größten Segen wurde. Er sammelte gleichgesinnte Priester um sich und schlug ihnen vor, das Leben als Weltgeistlicher aufzugeben, um zusammen mit ihm eine kirchliche Genossenschaft von Missionspriestern zu gründen. Ziel aller Missionsarbeit dieser Genossenschaft solle die Seelsorgearbeit unter dem einfachsten Volk der südfranzösischen Provence, der Heimat Eugens von Mazenod, sein. "Den Armen das Evangelium zu künden", sollen die Priester der neuzugründenden Genossenschaft sich dem Dienst am Volk durch Volksmissionen, durch Katechese, durch Betreuung der sittlich und gesellschaftlich verkommenen Jugend weihen. Der Priester der Armen müsse selbst zum Armen wer-

---

jene Katholiken, die immer mit Herz und mit offener Hand dem "Marienboten" und seinen Werken zur Seite standen. Sie lasen das Blatt aus tief katholischer Überzeugung, und sie halfen dem Blatt aus tief katholischer Nächstenliebe Gutes zu tun dem Leidenden und vielen armen Priesterstudenten. Wir haben unser Werk getan — möge Gott es nun uns allen segnen!

– Der Schriftleiter

den; der Priester der Verachteten selbst zum Verachteten, zum Gehorsamen — besonders aber zum heiligmäßigen Priester, da er doch hinausgehen werde, um Frömmigkeit und Christi Leben in den Armen zu formen.

Dieses alles war Eugen von Mazenod so wichtig, daß er seinen priesterlichen Freunden vorschlug, nicht nur eine Priestergenossenschaft zwecks gemeinsamer Seelsorgearbeit zu gründen, sondern einen kirchlichen Orden zu formen, dessen Mitglieder Ordensgelübde ablegen werden. Diese Gelübde werden priesterliche Armut und priesterlichen Gehorsam, Streben nach persönlicher Heiligkeit und ganze Hingabe des Missionars an die für Christus zu rettenden Menschen sichern.

Am 11. April 1816 tat Eugen von Mazenod den entscheidenden Schritt. Er und Pater Tempier, sein treuester Priesterfreund, legten an jenem Tage als erste Oblaten die Ordensgelübde ab. Die neue Genossenschaft, aus zwei Priestern bestehend, nannte sich "Genossenschaft der Missionare der Provence". Am Ende desselben Jahres 1816 zählte die religiöse Gemeinschaft fünf Mitglieder.

Zehn Jahre später, am 17. Februar 1826, bestätigte der Heilige Stuhl den Orden und die Ordensregel der Oblaten. Zu gleicher Zeit bestimmte Papst Leo XII. aber auch, daß die junge Ordensgenossenschaft sich von nun ab "Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria" nenne.

Immer wieder fragte sich der damals freudig überraschte Eugen von Mazenod, warum er nicht auf diesen Namen gekommen sei. Er selbst war als großer Marienverehrer bekannt. Daß die von ihm gegründete Ordensgenossenschaft den Namen der Mutter Christi trägt, war, wie er oft wiederholte, sein größtes Glück.

Während Eugen von Mazenod nur an die Volksmassen der südfranzösischen Provence dachte, als er den Oblatenorden gründete, führte die göttliche Vorsehung seine Oblaten bald in alle Welt hinaus. Des Stifters ursprünglicher Plan war, heiligmäßige Priester heranzubilden, die als Volksmissionare dem einfachsten Volk der Heimat Eugens von Mazenod dienen könnten. Bald jedoch standen neben den Oblaten-Volksmissionaren auch Oblaten-Heidenmissionare Stadtprediger, Lehrer und Professoren. Heute, einhundert Jahre nach dem Todestag unseres Ordensgründers, sehen wir die Priester mit dem Oblatenkreuz in aller Welt und in den Missionen eines jeden Erdteiles. 1297 Oblaten Ordensbrüder stehen unseren Bischöfen und Priestern helfend zur Seite.

Eugen von Mazenod wurde am 1. April 1837 vom König Frankreichs zum Bischof der Diözese Marseille in Südfrankreich ernannt. Der Heilige Stuhl bestätigte diese Ernennung sofort.

Es hat schon seinen Grund, daß Papst und König den jungen Missionar und Ordensgründer Eugen von Mazenod im Auge hielten. Äußerlich gesehen waren es sein Seeleneifer, sein weises Urteil, seine Frömmigkeit und seine Erfolge, die großen Eindruck machten. Es ist aber immer Gott, der Seine heilige Kirche leitet, und zwar nach ganz anderen Grundsätzen als wir Menschen unsere irdischen Dinge planen und verwalten.

Eugen von Mazenod hatte äußerlichen Erfolg, weil er innerlichst bei Christus seinem Herrn war. Viel wird heute über die große Marienliebe Eugens von Mazenod gesprochen. Marias Hilfe blieb ihm auch nicht versagt. Die von ihm gegründete Oblatengemeinschaft ist heute eine der größten Ordensgesellschaften der Kirche.

Wichtiger noch und tiefer gehend als seine große Marienliebe war Eugen von Mazenods Hingabe an Christus den Herrn.

Zur Zeit der Ordensgründung stand es unter den Christen sehr schlecht um zwei grundsätzliche Lehren der Kirche. Um die Lehre des Glaubens an die grenzenlose Liebe Gottes zu seinen Menschen, und um die Lehre, daß zur Heiligkeit führende Frömmigkeit unter den Priestern, den Aposteln Christi, leben müsse.

In jenen Tagen war es Mode, gegen die Herz-Jesu-Verehrung zu kämpfen. Jeder, der es wagte, von der Liebe des Jesuherzen zu sprechen, wurde als Ketzer verschrien. Nicht nur die "Gebildeten" unter den Adligen und reichen Bürgern, selbst Bisschöfe, Priester und ganze Schwesternkonvente sprachen über die "neue Theologie" der sogenannten jansenistisch Strengen, die das Wort "Gottes erbarmende Liebe zum Sünder" aus dem Katechismus streichen ließen und lehrten, daß nur die ganz Sündenlosen, die strengsten Büßer, dem Herrgott angenehm seien. Der Mensch wage nicht, zum Tisch des Herrn zu treten. Es sei denn, er habe die Buße eines Heiligen für seine Sünden getan.

Eugen von Mazenod widersetzte sich dieser Irrlehre, er predigte die Liebe Gottes. Er sah und er predigte Hoffnung dem religiös vernachlässigten Volke, das von den "neuen Theologen" als bereits verdammte Menschen betrachtet wurde. Er wagte es, selbst als man ihn beim Heiligen Stuhl als Ketzer verklagte, dem Volk das Herz Jesu als Quelle des Lebens zu bezeichnen, an verzeihender Liebe unendlich größer und mächtiger als alle Menschensünde zusammengenommen.

Eugen von Mazenods Überzeugung von der Gottesliebe blieb nicht unbelohnt. Das Volk war mit ihm. Das Volk ging mit ihm zum Gott der Hoffnung und der Liebe, und Gott selbst war mit seinem Sohn Eugen von Mazenod.

Das Leben der Priester war zur Zeit Eugens von Mazenod auch lange nicht was es sein sollte. Nach Vollendung seiner Studien betrachtete sich der Priester von damals als zu den "besseren Klassen" gehörend. Er verkehrte gesellschaftlich nur mit den "Gebildeten"; dem Volk hielt er sich so fern als nur möglich. So mußte es zu jener religiösen Vernachlässigung unter den breiten Volksmassen kommen, die zur Zeit Eugen von Mazenods in Süd-

frankreich herrschte. Als weitere Folge der Einstellung der Priester von damals war die Sucht, "standesgemäß", das heißt nach Art der reicheren Leute zu leben. Das Volk hatte die Mittel dazu zu liefern. Es wurde von vielen Geistlichen einfach ausgesaugt, um nachher seelsorglich vergessen zu werden.

Eugen von Mazenod wagte es, den Zuständen seiner Tage ein anderes Priesterbild vor Augen zu stellen. Er nahm sich kein Blatt vor den Mund, wenn er von der geistigen und sittlichen Verkommenheit des Klerus seiner Heimat sprach. Und sein Eifer war einfach endlos, wenn er vom Priester sprach, wie er nach Gottes Herzen sein sollte. Er selbst wollte diese neuen Priester in seinem Oblatenorden erziehen. Priester der Armut und der Armen, des Gehorsams und der Demut, Priester des Kreuzes, der Entsagung und der Liebessorge um die Seelen der von den jansenistisch Strengen (doch bequem lebenden) verdammten Armen und Ärmsten.

Auch diesen Eifer hat Gott unserem Stifter belohnt. Über zehntausend junge Menschen sind seit dem Tage der Gründung unseres Ordens Oblaten geworden. 7438 Oblaten leben heute unter uns. Die Seelen, die sie in aller Welt nach den Idealen des Stifters betreuen, sind kaum zu zählen.

Das ist Gottes Antwort auf Eugens von Mazenod Eifer für Christus.

Die Generalverwaltung der Oblaten arbeitet heute am Heiligsprechungsprozess unseres seligen Stifters. Vom 13. bis zum 21. Mai d. J. werden fast alle von uns Oblaten betreuten Katholiken in frommer Novene zu Gott beten, uns zu helfen, Seinen Diener Eugen von Mazenod bald unter den Heiligen zählen zu dürfen.

Eugen von Mazenod hat treustens erfüllt, wozu Gott ihn gesandt. Wir, seine Oblaten, suchen seine Wege zu gehen und zu predigen den Armen das Evangelium des Hoffens, des Lichtes und der Liebe. –

H. K.

Das Leben ist ganz anders

von Werner Sonntag

Alle Mädchen kommen einmal in das Alter, in dem sie mit einem Poesie-Album herumgehen und sich von Tanten, Onkels, Vettern, Lehrern, Freunden und überhaupt allen, denen sie ihr Vertrauen schenken, gute oder zumindest gutgemeinte Worte für den Lebensweg hineinschreiben lassen. Weder Dreiviertelhose noch die Schwärmerei für Film-Idole haben daran etwas zu ändern vermocht. Sie sind noch Kinder; aber sie spüren doch, daß da etwas auf sie wartet, auf das die Schule nur unvollkommen vorbereiten kann: das Leben. Aus dieser Ahnung sammeln sie hübsche, lehrreiche Sprüche von Leuten, an die sie eine Erinnerung haben wollen, von Leuten, die — wie sie annehmen — das Leben kennen.

Eines Sonntags vormittags kam auch Barbara mit ihrem Poesie-Album. Es gab keinen bestimmten Anlaß. Sie kam einfach — vielleicht weil ich in ihrer Sammlung noch fehlte. Da las ich nun, was Tanten, Onkels, Vettern, Lehrer und Freunde zum Besten gegeben hatten — fromme Sprüche, Philosophie für den Hausgebrauch, Zitate mit und ohne Reim. Ein hausbackenes Sammelsurium gutbürgerlicher Sentenzen in Goldschnitt tat sich auf. Damit sollte sich nach der Meinung ihrer Verfasser ein junges Mädchen für den Lebenskampf wappnen. Ich beschloß, die Binsenwahrheiten um eine weitere zu vermehren. Ich schrieb hinter all die erbaulichen Zeugnisse guter Gesittung nur eine Satz.

Barbara las stirnrunzelnd: "Das Leben ist ganz anders." "Wie anders?" fragte sie. "Anders, als es viele Leute glauben machen wollen", sagte ich vorsichtig, um keinen aus der Familie herabzusetzen, "anders, als es in den Lebensbüchern meiner Schulzeit stand." Und weil man Erfahrungen nicht mit dürren Worten wiedergeben kann und es Sonntag war, da man ohnehin zu nachdenklichen Geschichten aufgelegt ist, fragte ich: "Was hältst du von einer Geschichte?" "Prima", meinte Barbara, klappte ihr Poesie-Album zu und sagte: Schieß los!"

"Was ich erzähle, Barbara, ist eine wahre Geschichte, aber keine, wie sie in den Illustrierten steht. Deine Mutter hat sie erlebt.

Als deine Mutter elf Jahre alt war, hat sie sich schon Geld verdient. Sie war immer fleißig, deine Mutter. Sie ging auf die höhere Schule. Aber ihr Vater, dein Großvater, der das kleine Musikaliengeschäft in der Mittelstraße hatte, konnte ihr kein Taschengeld geben. Alle ihre Klassenkameradinnen bekamen ein Taschengeld. Und da hat sie sich Geld verdienen wollen, um ein paar Pfennige für den Schulausflug zu haben.

Während sie eines Mittags gleich nach der Schule einen Verkaufsstand bewachte, weil der Händler eine Besorgung machen wollte, wurde sie von einer Frau gefragt, ob sie nicht auch Zeit habe, ihr das Haus zu scheuern. Und deine Mutter sagte zu, Da mühte sich nun das schmächtige Ding jeden Freitag ab, kauerte auf den Treppenstufen und wischte Treppe und Flur. Sie hat es sicher so akkurat wie heute gemacht; denn es blieb nicht dabei. Die Frau, die ziemlich beleibt war, ließ sie die Korridortüre waschen, die Messingklinke und das Türschild putzen, und so arbeitete sich deine Mutter in die Wohnung hinein, nachdem die Frau den Eindruck gewonnen hatte, daß das kleine Mädchen anstellig und

anständig war. Zweimal in der Woche mußte es den Fußboden wischen, die Möbel, Bilder und Nippes entstauben, Geschirr abwaschen und in Ordnung bringen, was sonst in der großen Wohnung liegen geblieben war. Dafür bekam sie jedesmal zwanzig Pfennig. Zwanzig Pfennig waren damals zwar mehr Geld als heute; aber eine Putzfrau hätte mindestens das Fünffache gekostet.

Eines Tages, als das Kind auf den Knien in der guten Stube herumrutschte und mit dem Wischtuch unter den Möbeln herumfuhrwerkte, förderte es ein Stück Papier zutage, es war ein Geldschein — fünfzig Mark. Soviel hatte es selten gesehen. In der Ladenkasse des Vaters blieben keine fünfzig Mark liegen. Nur in schönen Geschichten, die sich nie ereignet haben, gibt ein Kind soviel Geld ohne Zögern ab. Es ist leicht, tugendhaft zu sein, wenn man keine Gelegenheit hat, Unrechtes zu tun, oder wenn es einem an nichts fehlt. Aber wenn man eine Puppe mit einem angeschlagenen Porzellankopf hat und einem der Vater kein Geld für den Schulauspflug mitgeben kann, kostet es einen schweren Kampf das Geld abzuliefern. Deine Mutter hat den Geldschein abgegeben . . ."

"Und?" fragte Barbara in meine Kunstpause, "jetzt kommt der Knalleffekt, die Belohnung."

"Siehst du, in den schönen Geschichten, die du sonst liest, folgt mit einer sehr moralischen Betrachtun die Pointe: vierzehn Tage oder auch ein Jahr drauf stirbt die Frau und vermacht dem armen, blassen Kind das Zwanzigfache der Summe."

"Tatsächlich?" fragte Barbara.

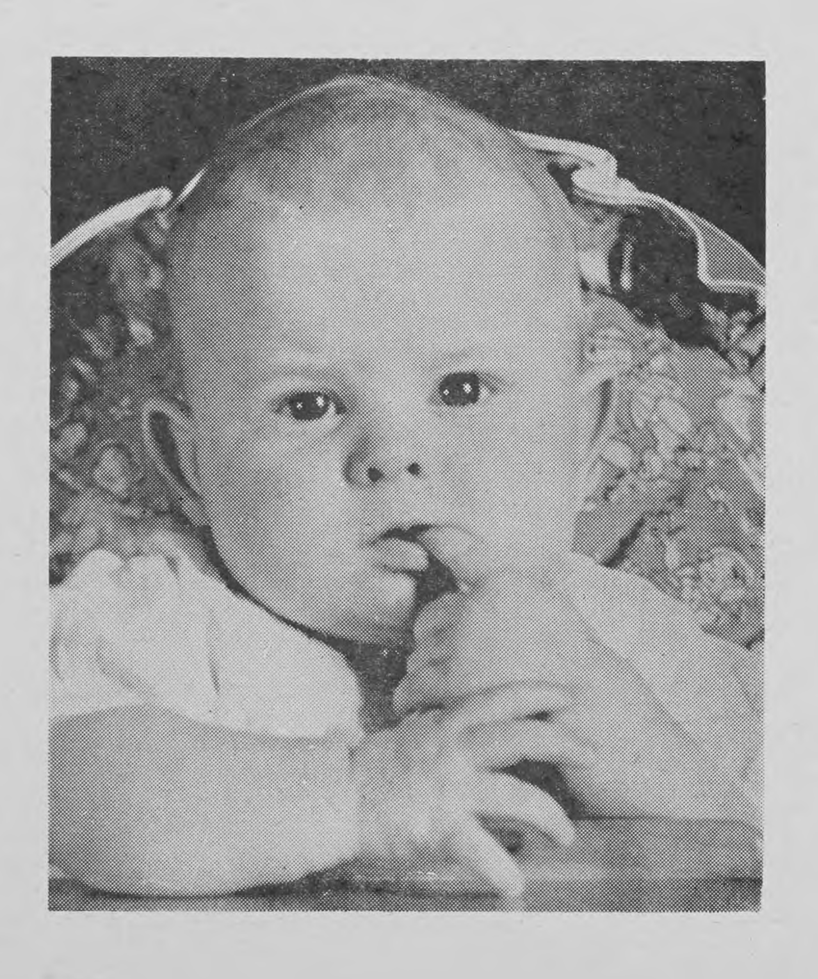
"Ich sagte schon, das kommt nur in hochfeinen Geschichten vor. Die Frau nahm den Geldschein aus den mageren Händen des Kindes, hieb deiner Mutter rechts und links eine runter und sagte: 'So und jetzt gib die fünf Mark auch noch raus!' Deine Mutter wußte natürlich von keinen fünf Mark; sie hatte fünfzig gefunden. Sie hätte sich ja verteidigen können — aber gegenüber der Gewalt hat sich deine Mutter nie verteidigt. Sie hatte schon erfahren, daß ein Kind in solchen Fällen immer den kürzeren zieht. Die Leute, die Ohrfeigen austeilen, sind nicht empfänglich für das, was ein anderer denkt und sagt.

Vielleicht hat es der Frau in den nächsten fünf Minuten leid getan, die Kleine geschlagen zu haben; vielleicht hat sie sogar wenig später die fünf Mark gefunden, wo auch die fünfzig gelegen hatten . . . Zu spät; sie hatte einem Menschen wehgetan, noch dazu einem, der noch nicht die Gründe für ihr Verhalten untersuchen konnte. Deine Mutter lief aus dem Zimmer; Schmerz und Aufbegehren gegen eine offensichtliche Ungerechtigkeit brannten in ihr. Damit mußte sie allein fertig werden. Ihren Eltern konnte sie nichts sagen; sie hätten das Kind zurückgeschickt — wenigstens um den Lohn für die geleistete Arbeit zu holen. Doch der Stolz verbot es deiner Mutter, die Wohnung der Frau wieder zu betreten.

Deine Mutter hat den Vorfall sicher bald wieder vergessen, — was man so vergessen heißt; denn die Schläge saßen tief, und das Kindheitserlebnis ist ihr öfters wieder in Erinnerung gerufen worden, als sie schon erwachsen war. Dafür sorgte das Leben —."

"Und?"

"Nichts. Die Geschichte hat keine Pointe; solche Geschichten haben keine. Aber die Überschrift solltest du dir merken; ich habe sie dir ins Album geschrieben. Damit du auf die unverdienten Ohrfeigen vorbereitet bist." –



Siebzig Jahre "Rerum Novarum"

Zu Geschichte und Gegenwart der katholischen Arbeiter-Bewegung

Von Johannes Even, M.d.B.
"Rheinischer Merkur"

Am 15. Mai dieses Jahres feierte die katholische Arbeiterschaft der Welt das siebzigjährige Jubiläum der Enzyklika "Rerum novarum" zur Arbeiterfrage, die am gleichen Tage des Jahres 1891 von Papst Leo XIII. verkündet wurde. Dieses damals aufsehenerregende Rundschreiben war an eine unruhige und für die Arbeiterschaft düstere Zeit gerichtet. Fast alle Länder Westeuropas und viele Länder in Übersee befanden sich mitten in der Entwicklung von Agrar- zur Industriewirtschaft, und dieser Umwandlungsprozeß wurde vorwiegend von einem Liberalismus gestaltet, dessen verfehlter Begriff von der Freiheit, Wirtschaft, Gesellschaft und Staat beherrschte.

Die Generation der heute Sechzigjährigen kann sich ein Urteil über die furchtbare Notlage der Arbeiterschaft in der damaligen Zeit erlauben; denn diese Zeit, die sich bis zum Ende des ersten Weltkrieges erstreckte, gehört zu ihren Kindheitserinnerungen. Die Arbeitszeit des Vaters betrug 12 Stunden; um fünf Uhr ging er an seine Arbeitsstelle, um sieben Uhr abends kam er heim. Hinzu kam abwechselnd an jedem Sonntag Wechselschicht, die selten und oft gar keine Zeit auch nur für den Gottesdienst ließ. Meist sahen die Kinder den Vater nur wenige Stunden in der Woche, und auch die Mütter, die selbst Arbeitsstellen innehatten, mußten von den Kindern oft halbe und ganze Tage entbehrt werden. Die Löhne der Väter waren karg; sie wurden noch nicht von starken Gewerkschaften ausgehandelt, sondern von den Unternehmern nach dem Prinzip des geringsten Kostenaufwands bemessen. Der Zwang der Not war für die immer größer werdende Masse der besitzlosen Lohnarbeiter so stark, daß sie Arbeit annehmen mußten zu niedrigstem Entgelt und unter härtesten Bedingungen

Der dunkle Hintergrund

Damals fuhr kein Wirtschaftsminister zu Lohnverhandlungen, denn der Staat griff — abgesehen von wenigen, völlig unzureichenden gesetzlichen Bestimmungen — in diese Verhältnisse nicht ein. Wo er es dennoch tat, geschah es fast immer zugunsten des liberalen Besitzbürgertums, das auch in der Politik bestimmend war und dafür sorgte, daß ihm seine Vorrechte ungeschmälert und möglichst für alle Zeiten erhalten blieben. Zu diesen Methoden gehörten politische Minderrechte für die Arbeiterschaft, Unterdrückung von Zusammenschlüssen und Verfemung der Zugehörigkeit zu einer Gewerkschaft oder zu konfessionellen Arbeitervereinigungen, Versammlungs- und Presseverbote.

Die Kinder der Arbeiter wurden groß in düsteren Mietskasernen, worin die Familien zusammengedrängt hausten — ohne jede staatliche Familienpolitik, ohne einen Tag Urlaub; Menschen, die nur als Arbeitskräfte gewertet und als Soldaten gebraucht wurden. Wehe dem, der arbeitslos oder gar krank wurde! Das bedeutete bittere Not für die Familie und zwang sie, die öffentliche Fürsorge in Anspruch zu nehmen, die selbst der ärmste Arbeiter haßte. Am schlimmsten und bedrückendsten aber war die gesellschaftliche Nichtachtung der Arbeiter und ihrer Familien, die eher als Proletarier, denn als Arbeiter oder gar Mitbürger gewertet wurden.

Das ist der dunkle Hintergrund des industriellen Aufstieges im hochkapitalistisch-liberalitischen Zeitalter. So ergab sich der Nährboden für den Haß der besitzlosen, rechtlosen Masse des Proletariats gegen die bevorzugten Schichten. Hier liegen ferner die Ursachen für Entstehen und Wachsen der sozialistischen Bewegung, deren verhängnisvolle Irrlehre in den östlichen Diktatur-Staaten tragische Wirklichkeit wurde, deren Auswirkungen aber auch in der westlichen Welt keineswegs überwunden sind. Nicht nur gegen die empörenden Mißstände in der damaligen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, nicht nur gegen die Herrschaftsverhältnisse im Staat wendete sich dieser Sozialismus, sondern auch mit dem gleichen Haß gegen Gott und seine Gebote, gegen Religion und Kirche. Der Liberalismus und der Sozialismus als sein legitimer Sohn sind beide dem Rein-Diesseitigen verhaftet; beide wollen allein mit materiellen Werten Zukunft und Glück der Menschheit schaffen — der Sozialismus durch Umsturz, durch Errichtung des Klassenstaates, durch Vergesellschaftung aller Produktionsmittel, durch die Weltherrschaft des Proletariats.

Wie in Deutschland, so war es auch in allen anderen Industrieländern. Wo aber der Klassenstaat des Kommunismus verwirklicht wurde, hat der Auf-

---

Die allgegenwärtige Frage des technischen Zeitalters ist die, ob man ethisch darf, was man technisch kann.

Bernhard Hänssler

bau der Industrie in noch weit härterer und rücksichtsloserer Weise den Arbeiter ausgebeutet und entrechtet, als es zuvor in den kapitalistischen Ländern geschah.

Das Sozialprogramm Leos XIII.

An diese Welt in Wirren richtet der Heilige Vater Leo XIII. seine Enzyklika. Sowohl die Gegenwart und ihre Zustände klar analysierend als auch weit vorausblickend in die kommende Zeit, fordert er mit einer Klarheit ohnegleichen die Behebung der Mißstände und Umkehr auf dem Weg der Irrlehren des Liberalismus wie des Sozialismus. Er sagt der Welt voraus, in welch namenloses Elend dieser Irrweg führen muß, und weist die einzig richtige Ordnung menschlichen Zusammenlebens auf, die nach göttlichen Geboten und den Lehren der Kirche allein die Gewähr für Freiheit, Wohlstand und Frieden bietet.

Leo XIII. spricht von der Menschenwürde des Arbeiters, deren Mißachtung sich mit dem christlichen Glauben nicht vereinbaren läßt. Der Lohn dieses Arbeiters darf keineswegs vom Unternehmer willkürlich unter Ausnutzung eines Überangebotes an Arbeitskräften so niedrig wie nur möglich gehalten werden, sondern es steht dem Arbeiter ein gerechter Lohn zu, das heißt, ein Lohn der sowohl seinem Können und seinen Leistungen entspricht, als ihm auch einen gerechten Anteil am Reingewinn sichert.

Es ist nach Leo XIII. nicht erlaubt, einen Arbeiter darum zu entlassen, weil der Unternehmer nicht mehr genügend an ihm verdient oder etwa an einem anderen Arbeiter mehr verdienen kann. Der Arbeiter hat ein moralisches Recht auf Arbeit und Existenz, schafft ihm doch beides erst die Grundlagen zur Erhaltung einer Familie. Eine übermäßig lange Arbeitszeit, die dem Arbeiter keine Gelegenheit läßt zu seiner persönlichen Entfaltung und keine Zeit für seine Familie, ist nach dieser Enzyklika nicht zu vereinbaren mit den christlichen Geboten. Besonders wendet sich Leo XIII. gegen die damals überhandnehmende und allgemein übliche Sonntagsarbeit, die dem Arbeiter die Zeit nimmt zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten und zur religiösen Vertiefung, die somit den Sonntag seines Charakters entkleidet und schließlich zu einem Niedergang im gesamten Gemeinschaftsleben führen muß.

Die übermäßige Frauenarbeit, besonders der Mütter, wird von Leo XIII. scharf verurteilt, wobei er darauf hinweist, daß nicht jeder Beruf für die Frau geschaffen ist. Nach seinen Worten muß der Mann und Vater der Familie soviel verdienen, daß er imstande ist, mit seinem Lohn die Familie zu ernähren. Schärfer noch verurteilt die Enzyklika die damals übliche Kinderarbeit, die unmoralisch war und die ganze Entwicklung des Kindes zum reifen Menschen hemmte. Den Arbeiter ermahnt Leo XIII. zu einer guten Arbeitsmoral, zu Ehrlichkeit und Treue. Trotz seiner schweren Lage soll der Arbeiter Ordnung und Obrigkeit achten; er soll jenen verführerischen Parolen nicht folgen, die zu Widerstand und Umsturz aufrufen und dem Volke im Klassenstaat das Heil versprechen. Kapital und Arbeit sind nach den Worten Leos XIII. aufeinander angewiesen, und nicht durch Klassenkampf, sondern durch gegenseitige Zusammenarbeit und durch Zusammenarbeit der Völker untereinander werden Aufstieg und allgemeiner Wohlstand gesichert.

Ausdrücklich verlangt Leo XIII. den Schutz und die Anerkennung des Privateigentums. Er fordert aber auch für den Arbeiter, der bei Fleiß und Sparsamkeit imstande sein muß, über die tägliche Sorge für seine Familie hinaus Besitz zu erwerben. Der Heilige Vater zeigt, daß das Eigentum sowohl Individual- wie Sozialcharakter hat, und betont die besondere Verpflichtung aller jener, die Eigentum besitzen.

Der Staat soll nicht bloß Maßnahmen treffen, um den Arbeitern die Bildung von Eigentum zu erleichtern, er hat auch die Verpflichtung durch maßvolle Steuern das Eigentum zu schützen und nicht zu mindern oder gar aufzuheben. Wohl hat der Staat die Pflicht, sich aller seiner Bürger in gleichem Maße anzunehmen und für einen gerechten Ausgleich zu sorgen; dennoch soll er sich auf jene Aufgaben beschränken, die ihm als Staat obliegen. Keineswegs hat er das Recht, ohne Grund in den Rechts- und Aktivitätsbereich des einzelnen oder der Familie einzugreifen oder diese zu beschränken.

Durch Selbsthilfe, Gewerkschaften, Arbeitervereinigungen und Genossenschaften sollen die Arbeiter dazu beitragen, ihre Lage zu bessern. Ständige Bildungsarbeit und religiöse Vertiefung sollen ihr bei ihrer Standwerdung helfen, die sie als gleichberechtigtes und gleichgeachtetes Glied in die Volksgemeinschaft und die Völkerfamilie einfügt.

Bereits um die Jahrhundertwende zeigten sich die sichtbaren Erfolge des Aurufs Leo XIII. zur Selbsthilfe. Die christlichen Gewerkschaften nahmen einen starken Aufschwung, Konsumgenossenschaften und Unterstützungskassen wurden gebildet, und vor allem schufen die katholischen Arbeitervereine eine festgefügte Organisation. Im Volksverein für das katholische Deutschland fanden die Arbeitervereine Deutschlands und der europäischen Nachbarländer ihre geistige Heimat. In Wort und Schrift, in Kursen und Versammlungen wurde dort eine Bildungsarbeit geleistet, die der

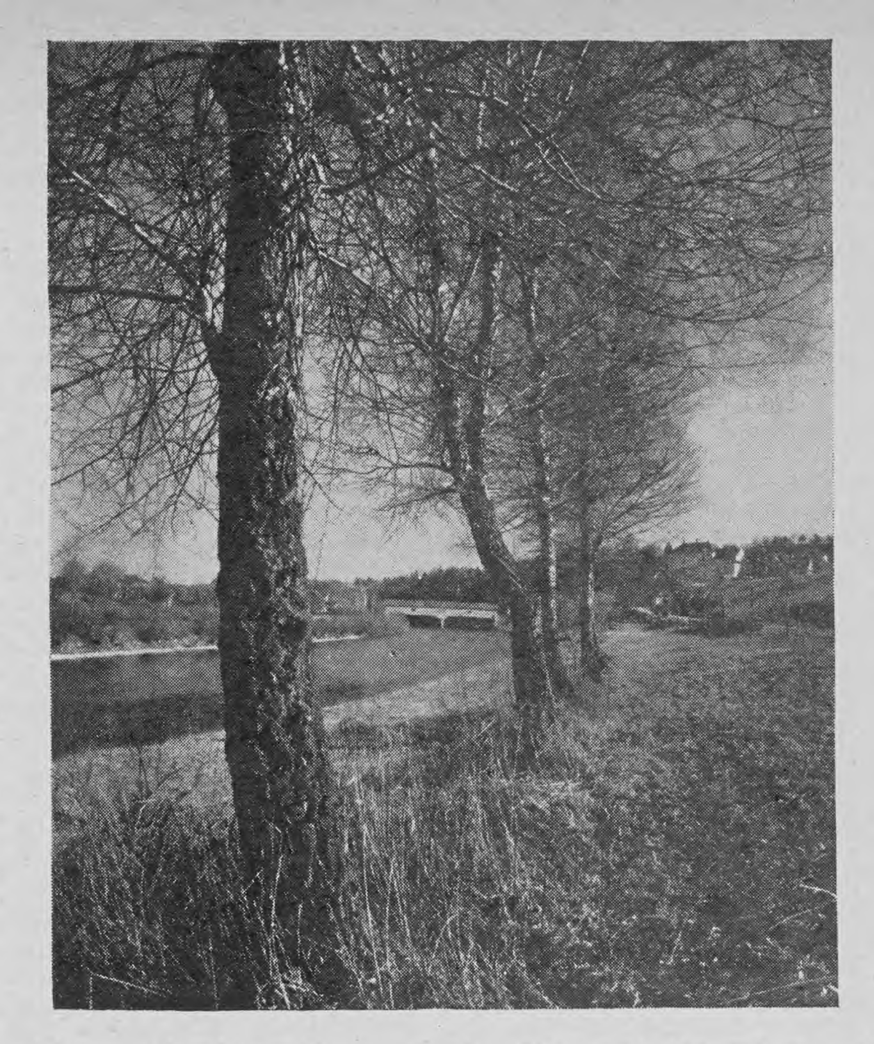
---

Es ist, als ob in den letzten Jahren die Selbstsucht sich vervielfältigt habe. Vielleicht haben wir zu lange in Frieden und Wohlstand gelebt, um uns daran zu erinnern, dass nicht jeder für sich allein auf der Welt ist.

Max von Eyth

gesamten katholischen Sozialbewegung der westeuropäischen Länder das Gepräge gab. Wohl bildeten sich so auch internationale Beziehungen, aber zur Gründung einer katholischen Arbeiter-Internationale kam es nicht mehr.

Der erste Weltkrieg 1914 setzte solchen Bestrebungen vorläufig ein Ende, und der Zusammenbruch 1918 stellte den Arbeiter vor ganz neue Aufgaben. Die katholischen Arbeiter mußten die volle Mitverantwortung im Weimarer Staat übernehmen, und zwar unter denkbar ungünstigen Voraussetzungen. Es dauerte Jahre, bis sich die Katholische Arbeiterbewegung der westeuropäischen Länder von den Folgen des Krieges erholte. Vor allem mußte das Vertrauen zu einer internationalen Zusammenarbeit erst wieder geschaffen werden. Zehn Jahre sollten vergehen, bis es im Jahre 1928 zur Gründung der ersten Internationale der Katholischen Arbeiter-Bewegung der westeuropäischen Länder kam. Vorkonferenzen in Konstanz (1923) und Antwerpen (1924 und 1926) haben Vorbereitungen dazu getroffen; in aller Form fand die Gründung jedoch erst vom 13. bis 15. July 1928 in Köln statt. Joseph Joos, der damalige Verbandsvorsitzende der Katholischen Arbeiter-Bewegung Deutschlands, wurde zum ersten Präsidenten der Katholischen Arbeiternationale gewählt. Außer den westeuropäischen Delegierten waren auch die Vertreter Polens und der Tschechoslowakei anwesend. Papst Pius XI. und der päpstliche Nuntius in Deutschland, Eugene Pacelli, der spätere Papst Pius XII., sandten ausführliche Glückwunschschreiben. Zahlreiche weltliche und kirchliche Vertreter des katholischen Deutschland nahmen an diesem Kongreß teil.



Am Vorabend der Katastrophe

Bemerkenswert auch für die spätere Entwicklung war das große Referat des damaligen Verbandssekretärs der KAB, Bernhard Letterhaus, über “Die Lage der Arbeiterschaft im wirtschaftlichen und sozialen Leben der Gegenwart”. Es enthielt nicht nur eine klare Absage an den Liberalismus und Sozialismus, sondern war gleichzeitig Gewissenserforschung, Programm und Zielsetzung für den sozialen Katholizismus und für die Katholischen Arbeiter-Vereinigungen in der Welt. Schon in diesem Referat wurden die Wege gewiesen zur Mitverantwortung des katholischen Arbeiters im Staat, zu seinem Mitsprachenrecht in der Wirtschaft, zur Eigentumsbildung in Arbeiterhand und zum Einbau der Arbeiterschaft in die Gesellschaft. Das Schwergewicht lag auf der Forderung nach Bildungsarbeit, durch die sich der Arbeiter von der Klasse zum Stand emporarbeiten sollte.

Der zweite Internationale Kongrß der Katholischen Arbeiter-Bewegung, der vom 4. bis 6. September 1931 in Utrecht stattfand, stand schon ganz im Schatten der Weltwirtschaftskrise, der Massenarbeitslosigkeit und des sich abzeichnenden zweiten Weltkrieges. Es ist erschütternd, wenn man heute liest, was damasl der polnische Delegierte ausführte: “Wenn die Anzeichen nicht trügen, stehen wir in Polen vor einem großen Aufschwung der Verbände im ganzen Lande, das mit seinen 30 Millionen, wovon über 70 v. H. der katholischen Kirche angehören, seine Aufgabe darin sieht, Vorhut der westlichen Zivilisation und des Katholizismus zu sein.”

Es war für lange Zeit der letzte Internationale Kongreß. Wenig später wurde es Nacht über Deutschland, über Europa.

Durch die Machthaber des Dritten Reiches wurden in allen Ländern Westeuropas die Gewerkschaften zerschlagen, die Katholische Arbeiter-Bewegung verboten. Am Ende des zweiten Weltkrieges lebten so manche

ihrer führenden Persönlichkeiten nicht mehr — sie waren im Kampf um die Freiheit von den Schergen der Diktatur hingerichtet worden. Andere hatten jahrelange Haft in Konzentrationslagern hinter sich, und von den Deutschen waren viele noch in Kriegsgefangenschaft.

Ein neuer Anfang

Man gedachte zunächst, für die katholischen Standesorganisationen in Deutschland eine neue Form zu finden und die alten Standesvereine nicht wieder aufleben zu lassen. Auch der frühere Volksverein für das katholische Deutschland erstand nicht wieder. An Stelle der christlichen Gewerkschaften in Deutschland und Italien wurden Einheitsgewerkschaften gegründet. Allein bereits wenige Jahre später kam es in Deutschland wieder zur Gründung christlicher Gewerkschaften, und auch die katholischen Standesorganisationen lebten von neuem wieder auf und behaupteten sich. Allen Schwirigkeiten zum Trotz nahmen sie in den westeuropäischen Ländern einen starken Aufschwung. Im Jahre 1952 konnte nach mühseliger, jahrelanger Vorarbeit die Katholische Arbeiter-Internationale neu begründet werden. Josef Gockeln, der damalige Vorsitzende der KAB in der Bundesrepublik, wurde zum Präsidenten gewählt; heute bekleidet Dino Penazzato von der Katholischen Arbeiterbewegung Italiens diese Stellung. Im Mai 1955 fand der erste Internationale Kongreß nach der Neugründung statt; folgende Länder waren dabei vertreten: die Schweiz, die Niederlande, Italien, Belgien Österreich, Deutschland, Spanien, Portugal, England sowie einige Länder Afrikas, Asiens und Südamerikas. Die Länder Osteuropas fehlten, ebenso der ehemalige Ostdeutsche Verband der KAB, dessen Vereine in der Sowjetzone bis zum heutigen Tag verboten sind. Die äußerste Bastion der KAB mit ihren zwölf Diözesanverbänden ist vorerst Berlin.

In den letzten Jahren, ganz besonders auch nach dem zweiten Internationalen Kongreß vom 1. bis 3. September in Brüssel, zeigte sich in allen Ländern Westeuropas ein weiteres starkes Anwachsen der katholisch-sozialen Bewegung, die ihre Einrichtungen immer mehr ausbaute und vervollkommnete.

Zahlreiche Forderungen der Enzyklika “Rerum novarum” haben ihre Erfüllung gefunden, wodurch in diesen 70 Jahren Wertvolles für die Arbeiterschaft erreicht wurde. Aber es stehen noch viele Länder erst vor der Verwirklichung dieser Richtlinien oder doch erst in deren Anfängen. Diese Tatsache bedeutet für die Länder des Wohlstands und der modernen Demokratie eine Verpflichtung. Wie schwer sie aber zu erfüllen ist, haben die Beratungen einer Sozial-Charta in der Straßburger Beratenden Versammlung des Europarates gezeigt. Wohl enthält diese Sozial-Charta viele der Leitgedanken, die Leo XIII. in seiner Enzyklika for 70 Jahren formuliert hat; aber es ist nicht zu übersehen, daß sich Länder wie Griechenland und die Türkei vor großen Schwierigkeiten sehen, wenn sie die gleichen Grundsätze realisieren wollen wie etwa England, Deutschland, Frankreich und die nordischen Staaten. Überall aber besteht die Gefahr, daß immer mehr Selbstverantwortung stillgelegt und allein der Staat zum Träger der sozialen Entwicklung gemacht wird. Auch die Bundesrepublik mit ihrer christlichen Mehrheitsregierung macht hier keine Ausnahme, wie dies die Verhandlungen zur Krankenkassenreform, zur Familienausgleichskasse und zu anderen Maßnahmen gezeigt haben. Sozial-Etatismus aber bedeutet eine Verfälschung der Enzyklika; er wäre Rückschritt und der sichere Weg zu einer Staatsallmacht.

Über 20 000 Arbeiter und mehr als 30 Nationen werden vom 13. bis 15. Mai in Rom weilen; der Katholischen Arbeiter-Bewegung Deutschlands werden mehr als 2000 Teilnehmer angehören. Am Sonntag morgen, den 14. Mai treffen sich die Teilnehmer zum feierlichen Hochamt im Petersdom. Am Nachmittag wird ein großer Festzug veranstaltet, in dem alle Nationen mit ihren Bannern und den Symbolen ihrer Arbeit vertreten sein werden. Um 17 Uhr werden sich die Teilnehmer zur großen Kundgebung der katholischen Arbeiterschaft aus aller Welt auf dem Petersplatz versammeln. Die einzelnen Nationen werden Papst Johannes XXIII. ihre Geschenke reichen, die als Gaben für die Länder Afrikas und Asiens bestimmt sind.

Der dritte Nachfolger Leos XIII., Pius XI., gab im Jahre 1931 in der Enzyklika “Quadragesimo anno” der Enzyklika “Rerum novarum” wertvollste Ergänzungen. Es besteht die berechtigte Hoffnung und Erwartung, daß der vierte Nachfolger Leos XIII., der regierende Papst, in seiner Ansprache auf dem Petersplatz der Menschheit aufs neue Standort und Ziel weisen wird.

Am 15. Mai wird sich die Katholische Arbeiter-Bewegung am Grab des Leos XIII. im Lateran versammeln, um in einer feierlichen Dankandacht jenes Papstes zu gedenken, der mit seiner Enzyklika vor 70 Jahren das Recht der Werktätigen proklamierte und ihnen den Weg wies zum Aufstieg und zur standesgemäßen Entfaltung. In dieser Andacht werden Tausende aus den Ländern Europas aufrichtig Dank sagen können, Tausende aber auch bitten und beten, daß die Forderungen der Enzyklika “Rerum novarum” ebenfalls in ihren Ländern Wegbereiter zu Aufstieg und Freiheit werden.

Den Feierlichkeiten in Rom wird sich der fünfte Kongreß der Katholischen Arbeiterinternationalen anschließen. Er wird — zurückblickend auf sieben Jahrzehnte Kampf und soziale Gerechtigkeit und Frieden — neue Wege weisen, die das Werk dieser Bewegungen sichern sollen und es auch in jene Völker hineintragen, die erst am Anfang der Entwicklung stehen. Es wird ein Bekenntniß sein zu den Forderungen der Enzyklika “Rerum novarum” und zu einer aus dem christlichen Sittengesetz gestalteten Welt. –

Das einzige Stück Heimat

von Karl August Stöger

Obwohl Lore Fronius noch blutjung war und kaum sechs Wochen in Weißenhagen als Lehrerin verbracht hatte, fiel ihr der Abschied von den Kindern überaus schwer. Besonders an Martina hatte sich ihr Herz gehängt, das stille, neunjährige Mädchen, dessen Familienverhältnisse ihr nie recht klar geworden waren. Zum letzten Lied, das Lore mit der Klasse sang, zog sie Martina deshalb auch an ihre Seite, und als sie das Mädchen auf dem Weg zum Bahnhof wartend traf, traten ihr die Tränen in die Augen. "Ja, du bist die Treueste unter allen", sagte. sie, "ich werde dich nie vergessen." Sie nahm die Hand des Kindes in die ihre, und so gingen sie langsam und traurig weiter.

Für Lore begann ein rechtes Wanderleben. Sie lernte neue Schüler kennen und fand erträgliche Verhältnisse, an Weißenhagen und Martina jedoch dachte sie stets mit Sehnsucht zurück. Einmal schrieb sie eine Karte an das Mädchen, und dieses antwortete, die letzten Sätze hießen: "Wenn nur Sie wieder hier wären, Frau Lehrerin! Es ist jetzt so anders!"

Als Lore ihren vierten Lehrposten antrat — beinahe ein Jahr war vergangen —, lernte sie einen Mann kennen. Er behob eine Lichtstörung in ihrer Klasse, in der sie nach dem Unterricht noch arbeitete, und es entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. Stefan Lichtenthal erzählte, daß er eigentlich auch Lehrer, aber aus seiner Bahn geworfen worden sei. "Flüchtlingsschicksal", sagte er, "Heimat im Südosten da unten, Krieg, Austreibung, keine Dokumente mehr, keine Zeugen, so kam ich eben nicht mehr unter." Nun habe er sich abgefunden, arbeite für den Electroinstallateur des Ortes, der ein alter Mann sei und ihm die Werkstatt wohl einmal übergeben werde. "Das macht ja nun auch Freude", sagte er. "Aber entschuldigen Sie, Frau Lehrerin, Sie müssen ja die persönlichen Fürwörter vorbereiten."

"Die schwache Biegung bereite ich vor", erwiderte Lore und sie nickte dem Manne freundlich zu.

Das zweitemal trafen die beiden im Kino zusammen, das war noch Zufall, das drittemal aber wartete Lichtenthal auf einer Bank, an der Lore nach der Schule vorbeikommen mußte. Er gestand offen seine Absicht ein und bat, das Mädchen ein Stück begleiten zu dürfen. Lore verwehrte es ihm nicht, doch vor dem Haus angelangt in dem sie wohnte, schien dem Manne der Weg allzukurz. "Den ganzen Nachmittag habe ich mir freigenommen", klagte er, "meinen besten Anzug trage ich, und gebadet habe ich mich auch, wie ein Kind vor dem Sonntag!"

Lore lachte dazu und gab — ob des Seifenverbrauchs, wie sie scherzte — eine Stunde zu. Da führte er sie aus dem Dorfe hinaus zu dem Hohbau eines kleinen Hauses. "Villa Lichtenthahl!" sagte er und erwähnte, daß er mit Freunden zwei Jahre daran gearbeitet habe. Im dritten werde es nun fertig. "Ja, wer einmal eine eigene Heimstatt besessen hat, wohnt nicht mehr gern zur Miete, Fräulein Lore", sagte er und erzählte auf dem Rückweg wieder einiges aus seiner Vergangenheit: neben seiner Schule habe er früher auch eine kleine Wirtschaft betreut. "Mit meiner Frau Maria", sagte er, "ich war ja schon verheiratet." Er nahm eine Frage Lores vorweg, die Frau sei zugrundegegangen wie beinahe alles andere. "Das einzige . . ." sagte er, sprach aber nicht zu Ende, selbst, als Lore dieses

Geteiltes Leid

Geteiltes Leid ist halbes Leid . . .
Jesus, Jesus, ist's denn wahr?
Du gehst dahin im roten Kleid,
Den Dornenkranz im wirren Haar,
Ans Kreuz wirst Du geschlagen,
Mußt es zum Gipfel tragen . . .
Ich halt' Dir meine Hände dar . . .

Dein Kreuz sei meins, ich trag Dir's mit,
Jesus, Jesus, ist's erlaubt?
Um einen Schritt ich mir's erbitt',
Von Deinem Haupt zu meinem Haupt
Langt eine Dornenspitze,
O Himmel voller Blitze,
Und meine Brust zermalmt ein Tritt.

Am Holz nun hangen darfst nur Du,
Jesus, Jesus, ganz allein,
Das preßt mir beide Augen zu:
Nimm mich zur Hand als Äderlein,
Dem Nagel ganz ergeben,
Hernach im ew'gen Leben
In Dir, mit Dir erstanden sein . . .

Ruth Schaumann

letzte Wort wiederholte. “Nein, nichts mehr”, antwortete er. “Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie mit solchen Dingen beschwere.”

Die beiden trafen sich dann öfters, und an einem Frühlingssonntag, als der Geburtstag Lores gekommen war, machten sie einen Ausflug zu einer hochgelegenen Gastwirtschaft. Sie aßen dort zu Mittag und setzten sich nachher auf einen Aussichtsplatz, nannten die Orte, die zu sehen waren. Hinter einer Bergkette vermutete Lore Weißenhagen. Der Mann fragte, ob das Mädchen den Ort kenne, und Lore erzählte von ihrer Lehrerinnenzeit. “Sehen Sie doch”, sagte sie und entnahm ihrem Täschchen eine Geburtstagskarte. In kindlichen Zügen stand darauf geschrieben: “Liebe Frau Lehrerin, vor einem Jahr war es viel schöner. Wir brachten Ihnen so viele Blumen! Die neue Frau Lehrerin kann gar nicht lachen. Kommen Sie wieder! Ihre dankschuldige Schülerin Martina.”

Der Lehrer las die Karte und schwieg, bis Lore ihn fragte, ob er sich nicht freuen würde über solchen Gruß.

“Doch”, erwiderte er, “natürlich würde ich mich freuen.” Aber es steckte ein Vorbehalt in diesen Worten, und er blieb eine ganze Weile. Erst auf dem Heimweg fanden die beiden ihre Unbefangenheit wieder, und knapp vor dem Dorfe hielt der Mann Lore an und sagte ihr, daß er sie liebe. “Ich möchte Sie auch heiraten, Lore, wenn Sie mich haben wollten.”

Das Mädchen antwortete nicht gleich darauf, aber nach einer Woche gab sie dem Manne ihr Ja. Sie war glücklich dabei, hatte sie doch früh die Eltern verloren und auch keine Geschwister. Lichtenthal veranstaltete eine kleine Feier und gab die erfolgte Verlobung in die Zeitung. “Ein wenig altmodisch”, sagte er, “aber du bist hier Lehrerin, und die Leute sollen nichts zu bereden haben.”

Es wurde allerdings längst gesprochen über die beiden, und Lichtenthal kam nicht gut dabei weg. “Schade um das junge Ding”, wurde gesagt, “der Mann macht sie bloß verrückt und läßt sie dann stehen. Was soll er schon anderes tun? Heiratet er sie aber wirklich, dann betet die andere das Unglück herab! Man müßte Fräulein Fronius warnen!”



Die Zimmerwirtin tat dies auch bald nachher, sie erzählte Lore von der Frau und dem Kind, die Lichtenthal in einem Orte weiter draußen haben sollte. “Keine angetraute Frau”, sagte sie, “eine bloß so zugezogene, wie es manchmal vorkommt.” Früher habe Lichtenthal Frau und Kind öfter kommen lassen, seit er Lore kenne, sei dies zwar vorüber, dafür fahre nun er gelegentlich hinaus. “Da sehen Sie nur zu”, schloß die Zimmerwirtin, “daß kein Unglück entsteht!”

Lore war wie von Sinnen. Sie wollte das Gehörte nicht glauben, aber es konnte nicht alles aus der Luft gegriffen sein. Sie nahm sich vor, Stefan selber zu fragen, vermochte es jedoch nicht. Auch von dem Gedanken einer Versetzung kam sie wieder ab. Sie zog sich vorerst nur nach Möglichkeit zurück und schützte vermehrte Arbeit vor. Der Mann schien bekümmert darüber.

“Hoffentlich dauert es nicht zu lange, Lore”, sagte er. Und dann versuchte er das beste daraus zu machen: “Ich muß ohnehin auch einmal weg. Da werde ich diesen Sonntag fahren.”

Als Lore dies hörte, verlor sie jede Unschlüssigkeit. Sie ging sonntags sehr früh zur Bahn und nahm eine Karte bis zur Endstation. Sie sah, selber schon im Zug, Stefan kommen, und behielt dann den Mantel an, in jeder beliebigen Haltestelle aussteigen zu können.

In Weißenhagen war es so weit. “Hier? Gerade hier, wo ich bekannt bin?” klagte sie, als sie Stefan weggehen sah. Beinahe wäre sie weitergefahren, und dann zögerte sie, bis sie den Mann aus dem Gesicht verlor. “Ich hätte ihm ja doch nicht folgen können”, versuchte sie sich zu trösten, “ich wäre wie ein Tolpatsch vor der anderen gestanden.” Sie setzte sich auf eine Bank und weinte.

Nach einer Stunde hatte sie sich gefaßt, wusch sich an einem Brunnen die Augen und gedachte Martina aufzusuchen. “Das Kind hat mich ja nicht vergessen”, sagte sie. Als sie — beinahe zaghaft — geklopft hatte und in das Zimmer trat saß Martina auf den Knien Stefans. “Frau Lehrerin”, rief sie und eilte auf Lore zu.

Stefan war aufgesprungen und totenblaß geworden. “Lore stammelte er, “wie kommst denn du hierher? Ich . . . Ich . . .”

Auch die Frau im Zimmer war erstaunt. “Ich hatte leider nicht

Gelegenheit, Sie kennenzulernen, als Sie hier waren, Fräulein, sagte sie und bot Lore einen Stuhl an.

Aber Lore wandte sich wieder zur Tür. "Ich wollte nur Martina sehen, gedachte jedoch nicht Herrn Lichtenthal hier zu finden", sagte sie. "Er kann ja alles erklären, wenn er will." Sie strich über das Haar Martinas. "Ich danke dir für deine Liebe, mein Kind. Aber geh jetzt wieder zu deinem Vater zurück. Leb wohl."

"Wieso 'Vater'?" fragte die Frau. Sie sah von Lore weg zu dem Mann. "Verstehen Sie das, Herr Lichtenthal?"

"Ich glaube", antwortete dieser leise. Er bat Lore um einen Spaziergang und führte sie — die zögernd einwilligte — aus dem Orte in die Felder hinaus. Über den kniehohen Saaten wölbte sich ein zartblauer Himmel. "Martina ist das Kind meiner Schwester", sagte Stefan. "Sie ging so elend zugrunde wie meine Frau. Ich fand das Mädchen auch nur durch einen Zufall. Bei mir behalten konnte ich es nicht, so nahm es Frau Hörtmann in Pflege. Das ist alles, Lore! Hörst du?"

Nach geraumer Weile fragte das Mädchen: "Aber weshalb hast du nie etwas erzählt von Martina? Weshalb nur, Stefan?"

Da erklärte der Mann, daß er Martina doch einmal selber nehmen wolle. Nun sei Lore noch so jung und bekäme plötzlich ein neunjähriges Töchterchen. Er habe sich einfach gefürchtet, sie darum zu bitten, und deshalb habe er es immer wieder aufgeschoben. "Martina ist das einzige . . . das einzige Stück Heimat, das mir geblieben ist", sagte er. Und schließlich mußte er nun doch fragen: "Würdest du also . . . Martina nehmen, Lore?"

Lore überlegte sehr lange. "Martina", fragte sie endlich entgegen, "die kleine, süße Martina?" Mitteninne kam sie jedoch die Lust zum Scherzen an. "Ach ja", sagte sie, "schon, wenn du vielleicht nicht doch der Vater bist und Frau Hörtmann die Mutter!"

Und so war denn alles gut. –

Gegen die Gassenaufklärung der Kinder

Acht Grundforderungen für die geschlechtliche Erziehung erhebt Dr. Clemens Tilmann in Januar-Ausgabe der "Katechetischen Blätter", dem Organ des Deutschen Katechetenvereins und der Bischöflichen Hauptarbeitsstelle für Jugendseelsorge. Millionen von Kindern sind in den letzten Jahrzehnten wegen der Unterlassungen der Erzieher in unsittlicher Weise aufgeklärt worden, stellt er fest. Es sei zwar Wichtiges zur Abwehr dieses Übels geschehen, die Allgemeinheit aber noch nicht erfaßt, eine grundsätzliche Durchführung geschlechtlicher Unterweisung für alle Kinder noch nicht erreicht, ja nicht einmal geplant, weitgehend nicht einmal als verpflichtendes Ziel erkannt und anerkannt. Die acht Forderungen lauten:

1. Keinem Kind dürfen auf die Fragen aus diesem Gebiet unwahre Antworten gegeben werden, zum Beispiel das "Storchenmärchen".

2. Jedes Kind, das in die Schule kommt, muß von den Eltern über die Mutterschaft belehrt worden sein, um gegen die Schmutzaufklärung geschützt zu sein.

3. In jeder Schule ist für die Eltern der Schulneulinge ein Elternabend zu halten, an dem neben sonstigen Fragen wenigstens 10 Minuten über die Notwendigkeit der Unterweisung über die Mutterschaft und ihre praktische Durchführung gesprochen wird.

4. Da wenigstens 30 Prozent der Elfjährigen über die Vaterschaft Bescheid wissen, und zwar meist in der verderblichen Weise der Gassenaufklärung, ist im 5. Schuljahr, spätestens Anfang des 6., für die Eltern der Kinder ein Elternabend zu halten, bei dem die Eltern belehrt werden, daß eine Belehrung über die Vaterschaft und eine zusammenfassende Behandlung der Fragen vom Werden des Menschen jetzt notwendig ist. Sie werden auch über die Durchführung der Unterweisung belehrt, die durch Überreichung einer Druckschrift an die Kinder oder durch mündliche Belehrung erfolgen kann.

5. Vom 13. Lebensjahr an darf kein Jahr vergehen, ohne daß wenigstens einmal über Fragen der Reife, der Ehe und andere geschlechtliche Gebiete verantwortlich gesprochen wird.

6. In allen Lehrplänen für den Religionsunterricht soll die Forderung erhoben werden, die in der Bayerischen Lehrordnung in folgendem Wortlaut veröffentlicht ist: "Es gehört zur Verantwortung des Religionslehrers, dafür zu sorgen, daß die Kinder nicht von der Gasse aufgeklärt werden, sondern rechtzeitig in Zusammenarbeit von Elternhaus, Schule und Kirche mündlich oder durch Druckschrift, ihrer jeweiligen Altersstufe entsprechend, von den geschlechtlichen Lebensvorgängen erfahren. Diese Aufgabe soll allerdings nicht dadurch gelöst werden, daß der Katechet die geschlechtliche Unterweisung im Rahmen des Religionsunterrichtes vor der gesamten Klasse erteilt."

7. Es gehört zur Ausbildung der Katecheten, daß sie in der Lage sind, pädagogisch und sachlich richtig auf die Fragen aus diesem Gebiet zu antworten, die von Kindern gestellt werden, und die oben genannte Verantwortung zu übernehmen.

8. Als Vortragende für Elternabende sind so viele Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen durch Kurse heranzubilden, daß in allen Schulbezirken die erforderliche Zahl vorhanden ist.

Alle verantwortungsbewußten Erzieher werden gebeten, beizutragen, daß der gegenwärtige, unverantwortliche Zustand überwunden wird und zur Erfüllung dieser Forderungen etwas wie eine Bewegung entsteht und sich eine öffentliche Meinung bildet, die die Erfüllung dieser Forderungen verlangt und verwirklicht. –

Fernsehen in der Familie

Unkontrollierter Familienbesuch

Allerlei unbekannte Gäste stehen Tag für Tag mitten in unseren Stuben. Sie sind nicht eingeladen, sie klopfen nicht an, sie sind einfach da. Sie kommen mit Manieren und Kleidern, die sie für attraktiv halten. Sie nehmen keine Rücksicht auf die vielen Millionen, bei denen sie einkehren. Diese Bildschirmgäste reden manchmal so, wie es unseren Auffassungen nicht entspricht. Inmitten unseres Heimes geben sie Vorstellungen und Szenen, die uns hin und wieder erschüttern und abstoßen. Fast keine Situation des Lebens ist ausgenommen: Heiteres und Fröhliches, Belehrendes und Informatorisches, aber auch Heikles und Intimes, Anstößiges und Peinliches.

Man könnte von einer Ohnmacht der Fernsehzuschauer sprechen, wenn unsere Apparate keinen Ausschalteknopf hätten. Für die geistige Bewältigung der Darbietungen ist diese Taste der wichtigste Teil des Gerätes. Man muß sich nur die Mühe machen und die Willenskraft aufbringen, sie zu bedienen. Rechtzeitiges Ein- und Ausschalten gibt Zeugnis von unserer geistigen Einstellung und der geistigen Bewältigung des Programms.

Es wäre sicher zu einfach, wegen mißbräuchlicher Benutzun des Fernsehens durch die Sendegesellschaften, durch Darsteller oder Sprecher oder auch durch die Empfänger das Fernsehen rigoros abzulehnen. Wie Haushalt, Industrie und Wirtschaft sich die Fortschritte der Technik zu eigen gemacht haben, so kann auch diese hervorragende technische Leistung der Bildübertragung in den Dienst der Menschen gestellt werden. Keiner wird die Motorisierung ablehnen, weil Pannen passieren oder weil gewissenlose Fahrer Leid und Tod in die Welt bringen. Bei diesem Vergleich sind wir uns zwar klar, daß die geistige Gefährdung der Menschen durch zersetzende Sendungen auf die Dauer verheerender sein kann, als leibliches Unheil und Tod.

Dauerempfänger

Zu einem geistigen und sittlichen Wirrwarr führt leicht das Dauersehen, das wahllose Laufen-lassen aller Sendungen. In solchen Familien ist bald jede klare Ausrichtung in Lebensfragen und jede familiäre Vertraulichkeit des Heimes tot. Jeder sitzt als einzelner stur vor dem Kasten; alle müssen still sein. Jeder erlebt und genießt die Sendung auf seine Art. Trotz der Gemeinsamkeit des Raumes sind alle isoliert. Auf die Dauer greift keiner mehr zu einem Buch oder zu seiner Lieblingsbeschäftigung. Verhängnisvoll wird solcher Dauerempfang für die Kinder. Sie spielen nur noch wenig, praktisch nur in den Sendepausen. Die Bilder des Fernsehens bestimmen die Entfaltung der Phantasie. Eigenständiges Denken kann sich nicht entwickeln. Schwierigere geistige Arbeit scheuen diese Kinder, auch dann, wenn sie älter werden. Das Kind gewöhnt sich daran, nur vom Sinnenhaften angesprochen zu werden, nur auf Sinnenhaftes zu reagieren und von dort her allein seine Wertmaßstäbe zu nehmen. Es verliert den Kontakt mit der Umwelt, die es sich sonst spielend erobert. Andere Kinder und Spielkameraden werden ihm gleichgültig, weil es seine Unterhaltung vor dem Bildschirm sucht. Bei Familien mit Dauerempfang drängt sich das Kind möglichst früh in das Abendprogramm hinein. Im Kopf der Kinder entsteht ein unverdaubares Vielerlei. Die jungen Menschen kommen viel zu früh mit der Erwachsenenwelt und manchen recht zweifelnden Aspekten menschlichen Lebens in Berührung, für die sie noch nicht reif sind. Selbst der Kinder-und Jugendfunk ist mehr als einmal mit seinen bluttrünstigen Geschichten, mit der Darstellung von Gangsteraffären, mit seinen Mord- und Totschlagszenen ein arger Schock und eine böse Belastung für das kindliche Gemüt. Auch wenn die Programmleiter sich auf die Ähnlichkeit der Stoffe in der Lektüre dieses Aleters berufen, so ist es doch ein himmelweiter Unterschied, so etwas zu lesen und so etwas in scheinbar realistischer Weise im Bild zu sehen. Selbst für uns Erwachsene ist der Anblick einer Leiche und das Lesen einer Todesanzeige in seiner Wirkung und in seiner Erschütterung, die sie auslösen, ungleich anders. Wieviel mehr für ein Kind! Dauerfernsehen kann leicht in

Beim Psychiater

Kürzlich ging ich zu einem Psychiater. Er scheint ein glänzendes Vorsortierungssystem eingerichtet zu haben. Schon im Vestibül trennen sich die Wege, denn da stand ich bereits vor zwei Türen "Herren" und "Damen". Hier fiel mir die Entscheidung noch leicht. — Kaum hatte ich die erste Tür hinter mir, stand ich vor zwei weiteren: "Manische" und Depressive". Nach kurzem Überlegen wählte ich die letztere. Doch man stellte mich gleich noch vor eine weitere Entscheidung durch zwei Türen mit den Aufschriften: "Einkommen über 10 000 Dollar" — "Einkommen unter 10 000 Dollar". — Bescheiden wie ich bin, öffnete ich die zweite Tür und war — wieder auf der Straße. Armin

einer Familie einreißen, weil in der Familie oft jemand ist, der diese oder jene Sendung sehen möchte. Wenn aber der Apparat eingeschaltet ist, ist es schwer, die anderen Familienangehörigen vom Zuschauen fernzuhalten, für die das Programm ungeeignet ist.

Sehr schwierig wird die Lage am Abend. Die Kinder sollen zu Bett. Es beginnen die ständigen Quälereien um Verlängerung. Mit List und Ausflüchten wird das Weitersehen erschlichen oder ertrotzt. Nach einiger Zeit haben die Kinder eine sichere Methode gefunden, ihre Eltern, die vielleicht auch sonst leicht zur Kapitulation neigen, mürbe zu machen. So fehlt den Kindern der nötige Schlaf. Ihre Phantasie ist hellwach von den Bildern der Sendungen. Das ruhige Ausklingen des Tages und eine ungestörte Nachtruhe bleiben aus.

Grundfalsch ist die Benützung des Fernsehens als Stillhaltemittel für die Kleinen, wenn Vater oder Mutter ein paar Stunden Ruhe haben möchten oder gemeinsam ausgehen und einkaufen möchten. Die Eltern verlieren jede Kontrolle über den Eindruck, den das Geschaute auf das Kind gemacht hat. Nach dem Urteil erfahrener Erzieher gehört das Kind bis zu etwa 10 Jahren überhaupt nicht vor den Bildschirm.

Trotz der erheblichen Bedenken des Dauersehens gibt jeder gern den allgemeinbildenden Wert mancher Sendungen auch für die Jugend und Familie zu. Als Information über das Weltgeschehen, über Politik und Sport bietet der Sehfunk das Anschauungsmaterial. In der Völker-, Länder-, Natur- und Menschenkunde vermag er sonst Unzugängliches lebendig vor Augen zu führen. Und selbst die eine oder andere Stunde Unterhaltung kann der Familie angenehm und willkommen sein. Die Auswahl der belehrenden Teile ist an Hand eines Programmheftes leicht zu finden. Dagegen ist eine vorausgehende Beurteilung einer Unterhaltungssendung recht schwierig. Die von den Sendeleitungen herausgebrachten und von den meisten Funkzeitungen abgedruckten Informationen sind ungenügend. Aus diesen Vorbemerkungen geht oft nicht einmal der genauere Inhalt, viel weniger eine geistig sittliche Bewertung hervor. Einige Funkzeitungen bemühen sich trotzdem um ein Urteil über die Einigung oder Untauglichkeit für jugendliche Zuschauer. Solange nicht von den Sendegesellschaften selbst zutreffendere Hinweise gegeben werden, sollte man sich nach dem Urteil einer christlich orientierten Funkzeitung halten.

Gewissenhafte Führung

Ist das aber nicht Bevormundung? Wir Katholiken bejahen eine gewissenhafte Führung der Kinder und Jugend durch die Eltern und Erzieher. Sie ist sogar Pflicht, weil dem Jugendlichen weithin die Maßstäbe für eine Beurteilung fehlen; er kann meist noch nicht wissen, was ihm bekömmlich ist und was ihm schadet. Diese Sorge der Eltern muß sogar ernst und gründlich sein; denn eine geistige Vergiftung oder Zerstörung kann mehr Unheil anrichten als eine leibliche.

Ein weiterer Grundsatz beim Familienfernsehen müßte sein: Die Kinder schauen keine Sendung ohne die Eltern. Eine unvorhergesehene peinliche Szene kann durch eine schlagartige Bemerkung oder ein Scherzwort von seiten der Eltern überbrückt und unwirksam gemacht werden. Ist ein Stück problematisch und in seinen Aussagen für Jugendliche bedenklich, können und sollen die Eltern mit ihren Kindern darüber sprechen.

Erhöhte Forderungen

Eines dürfte aus dem Bisherigen klar hervorgehen: Fernsehen erleichtert nicht die Erziehungsaufgaben, sondern steigert sie. Die Sorge um die Programmauswahl bringt viel Konfliktstoff in die Familie. Die Eltern brauchen eine gehörige Portion Mut und Energie: den Mut zu einer tragbaren Auslese, den Mut zum Abschalten bei ungeeigneten Sendungen, die Energie, die Kinder rechtzeitig zu Bett zu schicken und sich durch keinerlei Verführungskünste weich machen zu lassen. Eines besonderen Nachdruckes wird es bedürfen, auch lehrreiche und interessante Sendungen um anderer Aufgaben willen einmal nicht einzuschalten. Das gilt, wenn die Schularbeiten der Kinder noch nicht oder nur schlecht angefertigt sind. Auch die Gruppenstunden in einer katholischen Jugendgemeinschaft dürfen nicht unter dem Fernsehen leiden. Der lebendige Kontakt und das Tätigsein in diesen Gruppen kann durch keine Sendung aufgehoben werden.

Vielen Eltern müßte es selbstverständlich sein, bei Mißgriffen der Programmgestalter eine begründete Stellungnahme und Kritik der Sendeleitung zu schreiben. Wenn auch ihre Antwortbriefe immer wieder die Sendungen zu rechtfertigen suchen, so daß es oft aussieht, als ob die Programmplaner unfehlbar wären, so wird doch eine begründete und aus der Erfahrung belegte Kritik, die von vielen Seiten kommt, auf die Dauer ihre Wirkung nicht verfehlen. Das wagen wir wenigstens noch zu hoffen.

Bei denfür die Erziehung nicht geringen Schwierigkeiten ist es verständlich, daß sich heute noch manches Elternhaus gegen die Anschaffung eines Gerätes ausspricht. Diese Eltern meinen, die Ausbildung ihrer Kinder könne ohne Fernseher konzentrierter und tiefer sein, zumal heute schon genügend Ablenkung und Zerstreuung angeboten werden. Sie halten die Vorteile einer optisch besseren Information nicht so bedeutend wie die Nachteile, die ihnen und ihren Kindern bei der Erziehung aus dem Fernsehen erwachsen. Sie bleiben lieber bei einem alten Grundsatz des geistigen und geistlichen Lebens: Nicht die Vielwisserei sättigt und befriedigt den Menschen, sondern vielmehr das tiefere Erfassen und Durchdringen einer Sache. –

J. E.



Maria mit dem Tintenfass

vom Schriftleiter

Allen alles ist Maria, die heilige Mutter des Herrn, die gütige Mutter der Menschen. Großes hat an mir getan der Mächtige", hatte sie einstens im Hause ihrer Base Elisabeth gesungen. Der Meister unseres heutigen Marienbildes hat es verstanden, ihr das Große, das Wundersame ins Antlitz zu zaubern, das Gott ihr in die Seele goß, damit sie Mutter sei. Mutter Jesu, Mutter der schönen Liebe, Mutter der Milde, der Gnade, der Barmherzigkeit, Mutter der Frommen und Mutter der Bedrängten. So wie wir sie hier auf unserem Bilde sehen, so muß sie wohl warm verstehend lächeln, wenn sie herabschaut auf jene hier auf Erden, die sie verehren als "Madonna von der Weide", "von den Kühen", "von den Äckern", "vom Schweiße des Landmannes", "von der Säge des Holzfällers", "von der dunklen Straßenecke",

Des Schriftstellers besondere Schutzpatronin ist "Maria mit dem Tintenfaß". Wir sehen hier ihr Bild, wie es seit über fünfhundert Jahren im Hildesheimer Dom verehrt wird. Als Königin mit hoher Krone, und als Magd des Herrn, dienend ihrem göttlichen Sohn das Tintenfaß haltend, steht sie vor uns.

Dreigezackt ist ihre Krone. Die Krone der herrlichsten Tochter des ewigen Vaters, die Krone der Mutter des fleischgwordenen Sohnes, die Krone der vom Heiligen Geist Überschatteten und Erfüllten. Wie kein anderes Geschöpf ist sie auserwählt, am Leben der heiligsten Dreifaltigkeit und am Ausgehen der göttlichen Personen teilzunehmen.

"Maria ist voll der Ausstrahlung, der Darstellung, des Ausdruckes der göttlichen Herrlichkeit. Gottes Werk schlechthin, Gottes wunderbares Werk ist Maria. Nie wird ein ähnliches gefunden werden. Dieses Werk ist voll der Herrlichkeit des Herrn, voll jener Herrlichkeit, die über jedes reine Geschöpf sich ergießt und am vollendetsten in Maria widerstrahlt. Denn außer der vom Worte

angenommenen Natur gibt es kein Werk, kein Geschöpf, in der so viel Menge göttlichen Ruhmes widerstrahlt wie in Maria. Denn Ruhm aus der Wiederherstellung, die im Himmel geschah, Ruhm aus der Erlösung, die auf Erden geschah, Ruhm aus der Befreiung, die in der Unterwelt geschah, hat Er durch Mariens Fülle gewonnen." (Konrad v. Sachsen).

Durch Maria und in Maria hat sich der ewige Gott der Menschheit zugeneigt. Er. der durch die Großen des Alten Bundes zu den Menschen in Menschenwort gesprochen, ist in ihr zum fleischgewordenen Wort geworden. Und sie wurde Ihm Mutter. Mutter dem Fleische nach und Mutter aus allen Tiefen ihrer vom Heiligen Geist erfüllten Seele.

Dieses einzigartige Mutterwerden durch Gottes persönliche Einkehr in sie hinein: durch des Vaters Wort, hineingesprochen in sie, durch des Sohnes Menschwerdung in ihr, durch des Heiligen Geistes Liebesfülle, die ihr ganzes Sein ergriff, wurde sie zur Einzigartigen, zum Turm aus unantastbarem Elfenbein und von nie geschauter Würde und Herrlichkeit unter den Kleinen und Großen ihres Volkes. Königlich überragt sie als Gottes Werkzeug alle Patriarchen und Propheten des auserwählten Volkes. Von ihr aus geht der Weg in den Neuen Bund, dem sie "Morgenstern" und "Himmelspforte" ist, "Tiefe, schwer erschaubar selbst dem Auge des Engels", "Höhe, schwer ersteigbar dem Sinn der Menschen", "Thronsitz des Königs", Gnadenvolle, Gnadenträgerin — und wiederum Königin über allen anderen Menschen und Engeln.

Hoch und hehr ist die Krone, die sie trägt, von Gott ihr gegeben aus Gnade. Auf ihrem Arm hält sie ihr Kind. Den Sohn des ewigen Vaters, das Wort, das am Anfang war, das Gott ist, das ewig bleibt.

Für Gott gilt nur ein einziges Wort. Und dieses Wort ist Christus, der Menschgewordene. Durch dieses Wort ist alles erschaffen, Sein Eigentum ist aller Schöpfung Weite und Tiefe, Seines Wollens Werk ist jedes Gesetz, das da leitet alle Kreatur, die stumme und die lebende.

Sein Wollen ist auch unser Gesetz, der Menschen Lebensregel. Wir aber, Seine Christen, sind ausgesandt, Sein Wort Ihm nachzureden, Sein Wort zu verkünden, durch Predigt und Schrift.

Dienend hält Maria das Tintenfaß. Ihr Sohn hält die Feder, Seine Hand führt die Schrift. Beide Hände Mariens sind beschäftigt, im Dienste des ewigen Wortes. Der Hände Werk ist Ausdruck der Herzensgesinnung. Die Herzensgesinnung atmet nach der Liebe, von der sie durchseelt ist.

Nicht das Dienen allein, das Dienen in Liebe macht zur Magd des Herrn, zum Diener des Wortes.

Marias dienende Hände sind so voller Himmelsmacht, und doch so menschlich machtlos, aller Liebe Ausdruck zu geben, die ihr im Herzen ist.

"So weit ist die Seele, wie die Liebe der Seele reicht. Mariens Seele war die Weite selber. Umschloß ihr Innerstes doch Gott, den Herrn, den Ozean des Lebens. Die Liebe des gläubigen und erlösten Menschen ist keine bloß seelische Kraft, sondern sie ist vielmehr das Ergriffensein von Gottes Liebesstrom. Sie ist ein Mitschwingen in der Liebe des heiligen Pneuma. Wer aber ist so von Gott ergriffen, von Gott getroffen und von Gottes Liebe verwandelt wie die Gottesbraut? 'Anmut ist ausgegossen über deine Lippen, darum hat Gott auf ewig dich gesegnet' (Ps. 44:3), sagt die Kirche von Maria, und sie läßt sie die Worte der göttlichen Weisheit sprechen: 'Ich bin die Mutter der schönen Liebe!". (Julius Tyciak).

Diese Mutter Gottes, diese Tochter des Herrn und Braut des Heiligen Geistes, Maria mit dem Tintenfaß, war immer besondere Schutzpatronin des "Marienboten" gewesen. Wenn immer wir konnten, hatten wir von ihr gesprochen. Ihr empfehlen wir jetzt auch alle unsere Leser an. Der "Marienbote" muß sein Erscheinen einstellen. Maria wird ihr Erscheinen unter uns jedoch weiter halten. Wo ihr Sohn ist, da ist auch die Mutter. Und wo ein Mensch den Weg zum Sohn verloren hat, da ist sie wieder als Mutter. Sie hält das Tintenfaß, Christus Jesus führt die Feder. Er führt sie einem jeden, der sich vom Ihm leiten läßt auf Wegen, wo Maria immer steht als Wegweiserin und als Wegleiterin.

Die uns Gott in ihren Armen hält, die große Botschaftsbringerin Gottes und mütterliche Dienerin im Werke der Erlösung bitte für uns, damit für ewig bleibe, was der "Marienbote" seit Anfang seines Bestehens bis jetzt, bis zur Stunde, da er Feder und Tintenfaß beiseite legt, seinen Lesern zu sagen gesucht hat.

Des "Marienboten" Mund wird nun bald für immer schweigen. Unsere Herzen und Lippen werden jedoch weiter sprechen: "Alle Tage sing und sage, Lob der Himmelskönigin!" –

Papas Privatrevolte gegen den Zeitgeist

von Günter Spang

Wenn die Schule aus ist und meine Brüder und ich gehen heim, kommen wir am Marktplatz vorbei, wo Papa als Denkmal auf einem Klappstuhl sitzt, die Staffelei vor sich und den Pinsel in der Hand, und alles ist aus Bronze. Wir lachen immer, wenn wir ihn so sehen. Doch wenn ein Fremder fragt, wer das ist, machen wir ernste Gesichter und sagen, es ist kein Maler, sondern unser Papa. Wenn der Fremde uns Geld schenkt, erzählen wir ihm auch Papas Geschichte.

So wie auf dem Denkmal hat Papa oft an der Lausach gesessen. Meine Brüder und ich schwammen im Wasser , und Papa malte seine Sonntagsbilder. Mama hat sie so genannt, weil Papa sie zu seinem Vergnügen machte. Niemand hat ihn dabei stören dürfen; nur ab und zu hat er den Kopf gehoben und gezählt, ob auch keiner von uns inzwischen ertrunken war.

Die Bilder, die er malte, bestanden aus lauter winzigen Tupfen und gefielen uns recht gut. Wenn wieder eins fertig war, sind wir nach Hause gegangen. Trafen wir unterwegs Bekannte, erzählte Papa ihnen Witze und jammerte, wie schwer es ist, mit so vielen Buben durchs Leben zu kommen. Er hat das nur gemacht, weil er wollte, daß man ihm etwas schenkt, Zigaretten oder Geld. Wenn er es gehabt hat, sind wir weitergezogen; er hat es in die Höhe gehalten und gesagt: "Seht wie tüchtig euer Vater ist! In zwei Minuten verdient!" Die Zigaretten verkaufte er immer und für das Geld holte er beim Farben-Belz Leinwand und Ölfarben, manchmal auch für jeden von uns eine Stange Bärendreck oder Vollmilchschokolade für Mama.

Leider haben ihm nur wenige etwas geschenkt. Die meisten schimpften über ihn, weil er schon fünfunddreißig Jahre alt war und noch keinen Beruf hatte und nicht wie die anderen Männer in einer Uhrenfabrik arbeitete. Sie haben gesagt, er ist ein Faulenzer und ein verantwortungsloser Mensch; auch soll er nicht so viele Kinder in die Welt setzen, wenn er sie nicht anständig ernähren will. Daß er Mama das Geldverdienen überläßt, ist eine Schande, und sie muß polizeilich verboten werden.

Meine Brüder und ich heulten, wenn jemand so etwas behauptete, und rannten zu Mama in die Metzgerei Guthaft, wo sie Fleisch und Wurst verkaufte. Mama aber schüttelte immer nachsichtig den Kopf und einmal sagte sie: "Die Leute sind viel zu dumm, als daß sie Papa begreifen könnten. Papa hat Volkswirtschaft und Physik studiert, doch er hatte dann kein Geld mehr, sonst wäre er bestimmt Doktor oder Professor geworden. Daß er keinen reinen Geldberuf ergreifen will, ist sehr vernünftig. Geld ist nicht wichtig. Wichtig ist, daß ein Mann ewas Geistiges leistet, das der Menschheit zugute kommt. Wartet nur ab, bis Papa den richtigen Beruf für sich gefunden hat. Dann wird er ein berühmter Mann, und das Geld kommt von allein!"

Da glaubten auch wir, daß aus Papa noch etwas Anständiges wird, und es machte uns nichts aus, daß es uns mit jedem neuen Bruder schlechter ging. Wir haben gedacht, es ist nicht schlimm, wenn wir ein paar Jahre lang nur Brot mit Margarine und Pellkartoffeln und Heringe essen, denn wir wissen, daß wir einmal reiche Leute werden. Dann haben wir ein eigenes Haus, ein Auto und so viel Geld, daß meine Brüder und ich in der Woche eine Mark Taschengeld kriegen.

Komisch war nur, daß Papa nie von der Zukunft geredet hat. Er hat für den Haushalt gesorgt, gekocht und gewaschen und auf uns aufgepaßt, als ob es überhaupt keine andere Beschäftigung gibt. War alles sauber, hat er gemalt oder im Wald Räuber und Gendarm mit uns gespielt. Oft schlief er auch oder hat in dicken Büchern gelesen, die wir ihm aus der Volksbücherei holten. Dann hat es sieben Uhr geschlagen, und er ist mit uns zur Metzgerei Guthaft gegangen, und wir haben Mama von der Arbeit **geholt.**

Fragen des Gekreuzigten

Ich bin gefangen,
und du bliebst frei.
Ich fiel in Bangen —
Schläfst du wie drei?
War zu Tode betrübt —
du müßtest es sein.
Du hast verübt —
ich leide in Pein.
Schweiß tropft' ich hin,
und er war wie Blut —
Wird endlich dein Sinn
liebreich und gut?
Hab' tief mich gestillt
mit dem Kelch so schwer —
Wieder randvoll gefüllt,
reichst du ihn mir her?
Die Legionen mein
ließ ich zu Haus —
Wirst du mit mir sein,
geh' ich wieder hinaus?
Meine Schulter ertrug
den schweren Baum —
Und du, der mich schlug,
willst leichteren Zaum?
Hoch in den Lüften
hänge ich hier,
den Himmel zu stiften
allen, auch dir!
Nimmst du mich nun ab
aus meiner Qual?
Viel Brüder ich hab',
unendlich an Zahl.
Sieh an, wieviel Leid,
die Barmherzigkeit mein,
meine Arme so weit —
und du willst
unbarmherzig sein?

Franz Johanes Weinrich

So haben wir lange gelebt und gehofft. Aus den Sonntagsbildern von Papa sind hundert und zweihundert geworden, und aus uns Buben fünf und sechs und sieben, und Papa hat immer noch keinen Beruf gehabt. Oft hat ihm das Arbeitsamt geschrieben, er kann da und da arbeiten, Aber er hat gerufen, das ist entwürdigend, und es sind Hunde. Einmal, sonntags, ist auch der große, dicke Bürgermeister mit der Glatze gekommen. Er war Witwer und hat Mama deshalb verliebte Augen gemacht, dann ist er zu Papa in die Küche gegangen und hat gesagt, Papa ist ein Asozialer. Er soll endlich für die Familie sorgen. Da hat Papa ihn aus der Wohnung gestoßen und die Treppe hinunter, und der Bürgermeister hat laut gestöhnt, weil er Schmerzen hatte.

Haben wir kein Geld mehr gehabt, hat Papa bei Bekannten geklagt oder ist mit uns zum Wohlfahrtsamt gegangen. Wir haben uns am Morgen nicht waschen dürfen und haben unsere ältesten Hosen anziehen müssen, und später hat er gesagt, wir sollen heulen. Dann hat er der Dame von der Wohlfahrt gezeigt, wie wir aussehen. Dazu hat er viel geredet, mit dem Mund und den Händen, und wir sind erst fort, wenn er einen Geldschein gekriegt hat. Wir fanden das prima. Doch daheim hat er geschimpft, es ist eine Schande, was sie uns geben. Der Metzgermeister Guthaft ist ein Gauner, weil er Mama so wenig Lohn zahlt, und wie die geistigen Arbeiter darben müssen, ist Verrat.

Da ist plötzlich das passiert, wodurch Papa reich und berühmt werden sollte. Aber nicht das Geistige, auf das Mama gehofft hat. Es war damals, als so viele Uhrenfabriken bankrott machten. Wir wollten Mama abholen und gingen durch die Hauptstraße, da fiel vom Textilgeschäft Söhnlein eine Dachziegel herunter und Papa auf den Kopf. Papa ist umgekipt und hat ein kleines Loch gehabt; aus dem ist Blut gekommen. Seine Stirn ist rot und dick geworden, und er hat sich nicht mehr gerührt, Nur geatmet hat er noch; daran haben wir gemerkt, daß er nicht tot ist. Später kam dann ein Unfallwagen angesaust und hat ihn ins Krankenhaus gefahren, und dort haben ihn die Ärzte drei Tage lang kontrolliert. Doch sie haben nichts Besonderes feststellen können. Das Loch im Kopf war schnell verheilt, da meinten sie, daß ihm nichts fehlt, sonst würde er nicht so gesund schnarchen.

Aber er ist auch daheim nicht zu sich gekommen. Wir haben ein Dienstmädchen gebraucht, das ihn pflegt, denn er ist künstlich ernährt worden, mit Traubenzuckerspritzen, und dreimal am Tage kam ein Mann und hat ihn gegen Muskelschwund massiert. Da hat Mamas Geld nich mehr für die Miete gereicht. Sie mußte nach der Arbeit Adressen schreiben, und meine Brüder und ich trugen für den Bäcker Schachtner Brot aus. Aber wir haben nicht viel damit verdient, und unsere Mägen haben immer zorniger geknurrt, und Mama weinte und sagte: "Wenn Papa noch lange schläft, werden wir alle Hungers sterben!"

Da endlich habe ich eine Idee gehabt und bin zum Bettenhaus Mullitzer gegangen und habe Herrn Mulitzer gesagt, er soll Papa als Reklame verwenden. Herr Mullitzer hat gelacht. Er hat gesagt: "Bring ihn her, du Teufelskerl!' Und ich bin heimgerannt, und meine Brüder und ich haben Papa auf unser Leiterwägelchen geladen und ihn durch die Stadt gefahren. Wir haben ihn ins mittlere Schaufenster gelegt, und Herr Mullitzer hat neben das Bett ein Plakat gestellt, darauf stand: "So gut, so tief schläft man nur auf Mullitzer Schlaraffiamatratzen!" Sofort sind auch schon viele Leute gekommen und haben geguckt.

Mama hat sich furchtbar darüber geärgert. Sie hat ge schimpft, es ist respektlos und roh, und hat uns alle mit dem Teppichklopfer verhauen. Ich habe es nicht geduldet. "Herr Mullitzer will dafür doch das künstliche Essen und die Massagen bezahlen!" habe ich gerufen. "Und jeden Monat fünfundvierzig Mark!" Da hat Mama große Augen gemacht. Sie hat den Teppichklopfer weggelegt und gemeint: "Im Augenblick gibt es vielleicht wirklich keine bessere Verwendung für Papa!" Dann hat sie sich ausgeruht.

Papa hat selig gelächelt und weitergeschlafen und laut geschnarcht, und Herr Mullitzer hat viele Matratzen verkauft. Er hat ein Bombengeld verdient, deshalb hat er aus seinem Geschäft ein Versandhaus gemacht und einen Matrazenkatalog verschickt. Auf dem Umschlag war das Gesicht von Papa abgebildet; das hat Papa überall bekannt gemacht. Sein Schlaf wurde unter "Vermischtes" in den Zeitungen gedruckt, und Mama kriegte viele Briefe von in- und ausländischen Kapazitäten auf dem Gebiet der Schlafkrankheit.

Bibelfest

Es ist in Zürich Brauch, daß die Polizei den falsch parkenden Autos die Anzeige Form eines weißen Zettelchens unter den Scheibenwischer klemmt.

Vergeblich bemühte sich ein Autofahrer, der dringend am Paradeplatz zu tun hatte, einen Parkplatz für seinen Wagen zufinden. Endlich stellte er ihn in eine winzige Nebengasse und heftete ein Zettelchen an die Windschutzscheibe, auf dem die Worte standen:

"Seit dreißig Minuten versuche ich vergeblich, einen Parkplatz zu finden. Muß aber zu einer äußerst wichtigen Besprechung. Wenn ich nicht rechtzeitig erscheine, verliere ich meine Stellung. Vergib uns unsere Schuld!"

Als der Autofahrer von seiner Besprechung zurückkehrte, erblickte er schon von weitem den Zettel mit dem Strafmandat unter dem Scheibenwischer. Darunter aber sah er noch eine kleine, handgeschriebene Notiz, und las:

"Wenn ich nicht alle aufschreibe, die falsch parken, verliere ich meine Stellung. Führe uns nicht in Versuchung!"

G. Schoeppl

**"Die erste Gnade ist der Glaube, die letzte die Liebe.
Erst kommt der Eifer, dann die Milde.
Erst die Demut, dann der Friede.
Erst kommt das Streben, dann die Ergebenheit.
Wir müssen lernen, alle Gnaden in uns reifen zu lassen
in Furcht, in Wachsamkeit und Reue,
weil Christus kommt —
in Freude, Dankbarkeit und Vertrauen,
weil Christus schon gekommen ist'"**

John Henry Newman

Sie haben geschrieben, sie wollen Papa untersuchen und zahlen Geld dafür. Da hat Mama Papa wieder heimgeholt und hat ihn in unserer Küche für die medizinische Wissenschaft hingelegt.

Die Kapazitäten sind gekommen und haben Papa abgehorcht und abgeklopft, doch keiner hat ihn aufwecken können. Sie haben behauptet, es ist eine Schlafkrankheit, von der sie noch nichts wissen. Mama sagte: "Das ist unbefriedigend!" Aber sie hat es in den Generalanzeiger schreiben lassen, damit keiner in der Stadt mehr lügen konnte, Papa würde aus purer Faulheit schlafen. Von den Kapazitäten aber bekam sie mehr als tausend Mark. Davon hat sie Anzüge, Hemden und Schuhe für uns gekauft und für sich ein Blumenkleid und einen blauen Filzhut, und abends hat jeder einen Berg Ananas mit Schlagsahne essen dürfen. Als wir ins Bett gingen, haten wir alle Leibweh, und Mama weinte und sagte: "Seht, wie Papa für uns sorgt! Nun hat er uns doch nicht im Stich gelassen!"

Jetzt endlich hat das Glück unsere Adresse gehabt. Papas Gesicht ist auf Verpackungen für Schlaftabletten und coffeinfreien Kaffe gedruckt worden und der Rundfunk hat seine Schnarchtöne als Pausenzeichen gesendet. Fast jeden Tag ist der Geldbriefträger gekommen, und Mama hat nicht mehr Fleisch und Wurst verkaufen müssen und ist daheim geblieben und hat sich mit den Leuten unterhalten, die uns besuchten, um sich Papa anzugucken.

Auch viele Journalisten waren neugierig. Sie haben Papa fotographiert, und Mama hat ihnen erzählen müssen, wie Papa früher gelebt hat, ob er in einer Partei gewesen ist und in welcher. Als sie hörten, daß Papa noch nie Geld verdiente, sind sie alle aus dem Häuschen gefahren. Einer hat gerufen, Papa ist der letzte echte Mensch und er ist ein Vorbild für alle, die an der Managerkrankheit leiden. Ein anderer. "Sein Schlaf ist ein stummer Protest gegen den Zeitgeist, gegen die Hast des modernen Menschen und die Jagd nach dem Geld!" Einer hat sich auch Papas Sonntagsbilder zeigen lassen und sagte, sie sind eigenwillig gemalt.

Alle Journalisten haben es in die Zeitungen geschrieben und Fotos von Papa veröffentlicht. Da sind mit einem Male von überall her Omnibusse und Sonderzüge gekommen. Von morgens acht bis abends acht ist unsere Wohnung voll gewesen mit Menschen, und noch mehr haben sich auf der Straße gedrängelt. Mama sagte daraufhin: "Fünfzig Pfennig kann jeder bezahlen!" Und sie hat Eintrittskarten drucken lassen, und meine Brüder und ich haben sie verkauft. Wenn Mama dann abends in der Küche das Geld zählte, ist es uns immer schwindlig geworden, soviel war es. Oft hat sie gesagt: "Betet Kinder, daß Papa noch eine Weile schläft! Dann haben wir bald soviel Geld beisammen, daß wir sorglos leben können. Dann könnt ihr alle das Gymnasium besuchen, und wer fleißig ist, darf später sogar auf die Universität!" Aber wir wollen gar nicht fleißig sein, wir verkaufen viel lieber Eintrittskarten.

In der Stadt waren sie jetzt natürlich alle neidisch auf uns. Sie haben geschimpft, es ist ungerecht, daß Papa im Schlaf hundertmal mehr verdient als andere durch harte Arbeit. Doch sie haben es nicht lange getan. In der Stadt gab es nämlich nur zwei Hotels, und die Fremden hatten bald keinen Platz mehr zum Übernachten. So vermieteten alle Leute ihre Wohnzimmer, und die Gastwirte und Geschäftsleute haben auch mehr verdient als früher, denn die Fremden haben viel gegessen und getrunken und gekauft.

Der Bürgermeister hat am meisten frohlockt. Er kam und sagte, Papa soll ins Museum für Heimatkunde gelegt werden, wo man ihn besser besichtigen kann. Dann kommen noch mehr Fremde und alle lassen ihr Geld da.

Mama erwiderte, sie weiß, daß unsere Wohnung zu klein für den Massenandrang, doch die Stadt solle nicht von Papa profitieren, und er noch viel weniger, denn er hat behauptet, Papa ist ein Asozialer. Auch soll Papa in kein Museum, denn er ist keine ägyptische Mumie. Dann hat sie behauptet, sie hat sich entschlossen mit Papa und uns in eine andere Stadt zu ziehen, was aber eine Lüge war.

Der Bürgermeister hat die Arme zum Himmel gereckt und gerufen, es ist undankbar und grausam, wo wir doch jahrelang vom Städtischen Wohlfahrtsamt unterstützt worden sind. Und eine Hand wäscht die andere. Tagelang hat er mit Mama hin und her verhandelt und gebettelt, da hat er schließlich gestöhnt, er will sich etwas anderes überlegen, damit wir bleiben.

Zwei Wochen später bekamen wir einen Brief, in dem stand, die ehemalige vornehme Villa des Uhrenfabrikanten Timmermann gehört jetzt uns. Sie liegt über der Lausach, wo der Wald beginnt, hat einen riesengroßen Garten und wir haben lauter piekfeine Möbel drin. Es ist ein festlicher Tag gewesen, als wir

umgezogen sind. Papa wurde feierlich vorausgefahren und kam in der großen Diele in einen Glaskasten mit Luftlöchern. Am Nachmittag legte dann der Bürgermeister den Grundstein für das neue Kurviertel, für zwei Hotels und ein Heilbad, und enthüllte auf dem Marktplatz das Denkmal für Papa. Er hat eine Rede gehalten und gesagt, Papas Schlaf ist verdienstvoll und das Schicksal hat ihm zugelächelt. Papa ist zum Ehrenbürger ernannt worden, und am Schluß hat der Bürgermeister gerufen, die Stadt ist ab jetzt ein Kurort für Herz- und Nervenkranke und andere.

Mama hat an diesem Tag den Eintrittspreis auf neunzig Pfennig erhöht und angefangen, das Buch über Papa zu verkaufen, das unser Klassenlehrer Zinke geschrieben hat. So haben wir noch viel mehr verdient, und es sind zwei Jahre vergangen, und Papa hat immer noch geschlafen. Niemand war jetzt so reich wie wir; doch wir sind nicht mehr glücklich gewesen. Erst jetzt haben wir es richtig gemerkt, wie arg uns Papa fehlt.

Am meisten hat er Mama gefehlt. Nachts haben wir einmal gehört, wie sie leise zu ihm hinuntergegangen ist; da hat sie vor ihm gekniet, und der Glasdeckel war runter, und sie hat Papa gestreichelt. Sie hat ihm erzählt, wie viele Äcker wir haben und wie viele Mietshäuser und Aktien und hat geflüstert, wir haben es nicht mehr nötig. Geld zu verdienen, denn jetzt langt es. Er soll aufwachen. Aber Papa hat sich nicht gerührt.

Papa hat auch in den nächsten drei Jahren geschlafen, und Mama wurde immer verzweifelter. Dann aber, eines Tages, hat sie übers ganze Gesicht gestrahlt und gemeint: "Vielleicht hat Papa schon etwas Geistiges geleistet und hat es nur nicht gewußt!" Eine Woche später hat sie im Museum für Heimatkunde alle Sonntagsbilder aufhängen lassen und hat die Kunstsachverständigen eingeladen. Sie sind alle gekommen, aber sie haben alle gelacht über die Bilder und viele haben geflucht, das sind Stümpereien und es ist eine Unverschämtheit.

Es war eine schreckliche Blamage. Mama hat trotzdem alle Bilder verkauft, weil die Kurgäste sie als Andenken haben wollten. Doch später hat sie laut geschluchzt und gesagt: "Nicht einmal ein mittelmäßiger Maler war er. Euer Vater ist wirklich ein Faulenzer und keinen roten Heller wert!" Es ist das erstemal gewesen, daß sie Papa Vater genannt hat.

Meine Brüder und ich sind blaß geworden und sind erschrocken heimgerannt. Wir haben uns gesagt, jetzt lassen wir den größten Kanonenschlag krachen, dann wacht Papa bestimmt auf, denn jetzt muß er es. Als wir aber ins Haus kamen, lief uns der Masseur entgegen und rief, Papa ist wach, er ist aufgestanden. Er liegt im Schlafzimmer, denn er muß erst das Stehen und Gehen wieder lernen!

Meine Brüder und ich schrien wie die Indianer "Hurräh!" und rannten zu Papa. Tatsächlich, da saß er und lachte, und meine Brüder und ich haben ihn fast umgebracht. Und als Mama kam, schrie auch sie wie ein Indianer.

Heute ist Papa wieder ganz der alte. Er fährt mit uns im Auto und im Motorboot und hat uns einen eigenen Fußballplatz gekauft, und wenn wir abends mit ihm durch die Stadt spazieren, zum Denkmal hin, ziehen alle Leute ehrfürchtig den Hut vor ihm. Viele sagen sogar "Herr Doktor" zu ihm weil er früher studiert hat. Gemalt hat er nie wieder, nur schlafen tut er noch gern, und wenn Mama manchmal sagt, er soll doch einmal etwas Geistiges machen, dann lacht er nur. Und wenn er unsere schlechten Zeugnisse sieht, freut er sich noch mehr. Keiner von uns versteht es, daß Mama das Geistige von ihm will, denn er hat es sicher nicht und hat es auch noch nie gehabt. Das wird wahrscheinlich auch Mama bald begriffen haben. Gestern mittag nach dem Essen hat sie schon eine ganze Stunde länger geschlafen als sonst. –

Tage in Gold und Tage in Silber

Am 25. Mai begehen die hochwürdigen Patres BERNHARD UEBERBERG O.M.I. aus Grayson, Sask. und RICHARD KOSIAN O.M.I. aus Lemberg, Sask., ihr Goldenes Priesterjubiläum.

Am 14. Mai begehen die St. Elisabethschwestern von Humboldt, Sask., die 50. Jahresfeier ihrer Arbeit in Canada.

Ihr silbernes Priesterjubiläum feiern im Juni die hochw. Patres ALFONS KLEIN O.M.I., KARL PROTHMAN O.M.I., FRANZ HERMANN O.M.I. und JOHANNES BOSER O.M.I. Zur selben Zeit wird auch der vor zwei Jahren in die Südafrikamission gesandte Pater ANTON RIFFEL O.M.I. den Tag seines silbernen Priesterjubiläums begehen können.

Wir gratulieren den hochw. Patres. Auch den St. Elisabethschwestern vom Mutterhause Humboldt möchten wir unsere herzlichsten Glücks- und Segenswünsche ausdrücken.

* * *

Am Freitag 14. April verschied Pater JOHANNES SHULTZ O.M.I., Pfarrer von Grosswerder, Sask. Pater Schultz stand 52 Jahre im priesterlichen Dienst Christi. Er wurde am 17. April im Friedhof der Oblaten, in Battleford, Sask., zur Ruhe getragen. Gott gebe ihm die ewige Ruhe.

* * *

Der fünftälteste Oblatenpater der Welt ist Pater KARL GROETSCHEL O.M.I. Trotz seiner neunzig und ein halb Jahre ist Pater Groetschel immer noch sehr rüstig und außerordentlich geistesfrisch. Er lebt im Ruhestand in Unity, Sask. Unter den zwölf ältesten Oblaten der Welt gehören der fünftälteste, das ist der eben erwähnte hochw. Pater Groetschel O.M.I., und der elftälteste unserer St. Marienprovinz an. Der elftälteste ist Pater LEO GABRIEL O.M.I., der trotz seiner 88 Jahre immer noch als Pfarrer von Southey, Sask., amtiert.

Aus der katholischen Welt

VATIKAN – *"Die Kirche geht nicht dem Friedhof entgegen."* "Die Kirche geht nicht dem Friedhof entgegen, sondern einer neuen blühenden Jugend." Das sagte Papst Johannes XXIII. bei der traditionellen Generalaudienz in der Benediktionsaula des Vatikans, an der mehre tausend Gläubige aus aller Welt teilnahmen. Es vergehe fast keine Woche, erklärte Johannes XXIII., in der nicht neue Diözesen oder Bischöfe ernannt werden. Was die Missionen angehe, zeige die Kirche heute noch deutlicher, daß sie keine Unterschiede der Rasse oder Farbe kenne. Dies offenbare sich klar in der Ernennung der Oberhirten und Kardinäle.

Ernennungen in Konzilskommissionen. – Der General der "Pallottiner", der Gesellschaft des katholischen Apostolats, Pater Wilhelm Möhler, ein gebürtigter Karlsruher, ist zum Mitglied der Vorbereitenden Konzilskommission für Klerus und Christenvolk ernannt worden, und Prälat Heinrich Ewers zum Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen. Außerdem ernannte der Papst den Jesuitenpater Ernst Vogt zum Berater der Päpstlichen Theologischen Kommission. P. Vogt ist Rektor Magnificus des Päpstlichen Bibelinstitutes in Rom.

Frauenen dürfen ohne Kopfbedeckung in die Kirche gehen. Frauen dürfen eine Kirche, wenn sie sie aus touristischer Neugierde besuchen und nicht, um dem Gottesdienst beizuwohnen, zur Beichte zu gehen oder zu beten, auch unbedeckten Haputes betreten, wo nicht ausdrücklich anderslautende Vorschriften seitens der diözesanen Obrigkeit bestehen — so liest man in der jüngsten Nummer des in der Vatikanstadt erscheinenden Wochenblattes "Osservatore della Domenica". In der Rubrik "Ein Priester antwortet den Lesern" wird darauf hingewiesen, daß die Forderung des Apostels Paulus (erster Brief an die Korinther, 11, 5-10), die Frauen sollen der heiligen Messe verhüllten Hauptes beiwohnen, nicht auf einen unabänderlichen Befehl Christi zurückgehe. Die Kirche hat aber stets an dieser Regel festgehalten und noch kürzlich wurde ihre Gültigkeit durch die Römische Diözesansynode mit Bezugnahme auf den Kanon 1262 des Codex Iuris Canonici (Kirchliches Gesetzbuch) fest — Frauen müssen sittsam und verhüllten Hauptes zur Kirche gehen. Das beziehe sich aber nicht auf den Kirchenbesuch der Touristen. Außerdem genüge es, daß die Frauen sich den Kopf auf passende Weise bedecken; ein Hut oder ein Schleier sei nicht unbedingt erforderlich.

Flut von Priesterberufen in der Heimatdiözese des Papstes. Bergamo, Heimatdiözese von Papst Johannes XXIII., die bisher an einem Seminaristenmangel zu leiden hatte, benötigt neuerdings mehr Platz für sein Priesterseminar. Während 1957, also vor der Krönung des gegenwärtigen Papstes nur 472 Studenten das Seminar besuchten, sind es nun 711. Dadurch sieht sich die Diözese zum Bau eines neuen Priesterseminars gezwungen. In der Diözese Bergamo leben 629 000 Katholiken in 414 Pfarreien. Der Papst ist in Sotto il Monte, acht Kilometer von Bergamo entfernt, geboren und hat das Seminar seiner Heimatdiözese besucht.

DEUTSCHLAND – *Den Eingeborenen eine Chance.* – Der Kölner Erzbischof Kardinal Frings nahm in der Kölner Apostelkirche die feierliche Beauftragung und Entsendung von 26 jungen Entwicklungshelfern vor. In seiner Predigt sagte der ardinal, persönlicher Dienst in diesen Ländern sei noch wichtiger als finanzielle Beihilfen. Die 26 jungen Männer haben einen Halbjahreskurs absolviert und stammen aus verschiedenen Teilen der Bundesrepublik. Alle sind ausgebildete Ingenieure, Techniker, Handwerker oder Landwirte, die in den einzelnen Entsendeländern beim Bau von Krankenhäusern, landwirtschaftlichen und technischen Schulen, beim Aufbau von Lehrwerkstätten und sozialen Zentren mithelfen werden.

Staatliche Entwicklungshilfe direkt an Missionen! – Der schleswigholsteinische Ministerpräsident Karl Uwe von Hasel setzte sich in Köln "aus eigener Kenntnis der Verhältnisse" dafür ein, einen großen Teil der staatlichen Entwicklungshilfe direkt an die Missionen zu geben. Von Hasel, der vor der "Arbeitergemeinschaft Demokratischer Kreise im Rheinland" über die Leistung der katholischen Missionen in Ostafrika sprach, betonte, daß erst die geistigen Grundlagen zum Aufbau einer selbständigen Staatlichkeit gebe. Als leuchtendes Beispiel nannte er den Chefminister von Tanganjika, Dr. Julius Nyerere, der ein "praktizierender Katholik und Staatsmann von ungewöhnlichen Qualitäten" sei. Von Hassel erklärte weiter, die freie Welt müsse etwa zwanzig Jahre hindurch jährlich 80 bis 120 Milliarden DM Entwicklungshilfe stellen. Die Bundesrepublick komme mit jährlich drei Milliarden DM noch gut weg.

Neuer Vatikansender fertiggestellt. – Der neue 100-Kilowatt-Kurzwellensender für den Vatikan ist in den Berliner Telefunkenwerken fertiggestellt worden. In wenigen Tagen wird die Anlage, die im Augenblick auf den Prüfständen des Telefunken-Werkes erprobt wird, nach Italien gesandt und dort von Berliner Fachleuten in Rom montiert. Sie werden ihre Rundfunkkollegen im Vatikan auch mit dem neuen Sender vertraut machen. Redakteure der Missions- und Ordenspresse tagten in Würzburg. 72 Redakteure der Ordens- und Missionspresse Deutschlands nahmen an der Arbeitstagung des Katholischen Missionsrates und der Kirchlichen Presse teil, die am 24, März in Würzburg abgeschlossen wurde. Im Mittelpunkt des Treffens, das von Pater Koppelberg, Aachen, geleitet wurde, stand die Frage der Stärkung der Missionspresse für ihre publizistische Aufgabe.

UNGARN – *Ungarische Regierung untersagt Bischofsweihen* – Die ungarische Regierung hat die Weihe von zwei Titularbischöfen, die der Heilige Stuhl bereits 1959 für Fünfkirchen und Steinamanger ernannt hat, untersagt. Auch nach dem kürzlichen Tod des 81jährigen Bischofs von Fünfkirchen, Ferenc Rogacs, wurde Titularbischof Bellon die Übernahme des Bistums nicht gestattet, so daß die Diözese von einem Kapitularvikar verwaltet werden muß.

Ungarischer Erzbischof stellt sich vor verhaftete Priester. Der ungarisch Erzbischof Jozsef Grösz von Kalocsa hat in einem Brief dem ungarischen Ministerpräsidenten Münich mitgeteilt, daß er sich mit den kürzlich verhafteten neun Priestern identifiziere. "Diese Männer sind seit Jahren meine Mitarbeiter", schreibt der Erzbischof, "und ich persönlich übernehme jede Verantwortung für alles, was sie getan haben. Wenn diese verhafteten Priester verurteilt werden, dann muß ich auch verurteilt werden. Bitte lassen sie mich auch verhaften und einsperren mit meinen Freunden."

Polizeiaktion gegen Katholiken in Ungarn. – Zu einem großen Schlag gegen aktive Katholiken scheint das kommunistische Kadar-Regime in Ungarn ausgeholt zu haben. Bei einer noch anhaltenden Polizeiaktion sind, letzten Meldungen aus Budapest zufolge, neben zahlreichen katholischen Intellektuellen bereits insgesamt 70 Geistliche verhaftet worden.

Kleines Lob fuer Schlagertexte

von Kurt Blaukopf

"Die Allgemeine Sonntagszeitung

Die Erkenntnis, daß das Weltall groß und der Mensch klein ist, verdanke ich nicht einem naturwissenschaftlichen Lehrbuch, nicht den Herren Einstein, Planck oder Heisenberg, sondern Herrn Willy Dehmel, dem gefeierten Verfasser des berühmten Tangotextes 'Sterne über Colombo' den Granz Grothe vertont hat. In wenigem Zeilen gelingt es dem Dichter, die Forschungsergebnisse vieler Generationen gelehrter Männer zusammenzufassen. Allerdings drückt sich der Autor ungenau aus, wenn er den Sternen über Colombo versichert, daß 'niemand sagen kann, wann euer Licht entstand'. Aber hier geht es offenbar um eine faßliche Popularisierung der astronomischen Theorie. Man darf sich jedoch nicht an einen einzigen Schlagertext halten, sondern muß die Vielfalt der theoretischen Lehrmeinungen auf sich wirken lassen. Willy Dehmel spricht nur von den Sternen im allgemeinen, während Ralph Maria Siegel von Hawaii aus differenzierte Beobachtungen anstellt:

Goldene Sonne von Hawaii,
Meine Liebe bleibt Dir treu —
Laole Laole lei!

Die dritte Zeile wird dem weniger gebildeten Hörer Schwierigkeiten bereiten. Das aber muß man nun bei jeder wissenschaftlichen Betrachtung in Kauf nehmen. Zudem sorgt ja der Autor in dankenswerter Weise dafür, daß uns diese schwer verständliche Zeile leicht im Gedächtnis haftet. Man beachte den kunstvollen Endraim: treu — lei. Walther von der Vogelweide hat es sich da mit seinem langweiligen 'Tandaradei' viel leichter gemacht. Die Himmelstheorie ist überhaupt ein von der Schlagerdichtung gut bearbeitetes Gebiet. Wir wissen heute, daß die Sonne den Mond liebt und der Mond die Sterne. Spätere Doktordissertationen werden jedoch noch aufzuklären haben, welche Beziehung diese elementare Feststellung zu der vom Dichter so intim formulierten Frage hat. ('Sag mir Mädel, hast du mich auch gern?'). Während Planeten und Fixsterne wiederholt bedichtet wurden, ist die Theorie der Kometen und Meteore etwas zu kurz gekommen. In meiner Jugendzeit sang man noch 'Ein Stern fällt vom Himmel, ein funkelnder Stern'. Neuerdings will man offenbar an die Gegenstände, die von oben auf uns fallen, nicht erinnert werden.

Es ist bemerkenswert, daß die Schlagerdichter nicht einfach von irgendwelchen Himmelskörpern sprechen, sondern immer auch mit wissenschaftlicher Genauigkeit die Stelle angeben, von der aus sie ihre Beobachtungen anstellen. Colombo, Hawaii und Capri haben eigene Schlager-Observatorien. Die Ergebnisse der Beobachtungen werden uns im langsamen Walzertakt oder im Tangotakt mitgeteilt. Anch in geographischer Hinsicht verdanken wir dem Schlager manche Belehrung. Der Foxtrott 'Malaga' vermittelt uns ein deutliches Bild der Stadt am Meer. Allerdings, es gibt auch eine abstrakte Richtung unter den Schlagerdichtern:

Wenn es Nacht wird im Hafen der Liebe,
stehn die Sterne am Himmel des Glücks . . .

Hier fehlt jede Ortsbestimmung und gerade diese abstrakte Dichtung ist es, die uns unmerklich auf das stilistische Verständnis der surrealistischen Schlagerdichtung vorbereitet. Wer keine Mühe scheut, der wird nach sorgfältiger Schulung den tieferen Sinn der surealistischen Frage erfassen: Was macht der Regenwurm um Mitternacht am Kirchturm?

Neben dem rein ästhetischen Wert der Schlagerproduktion, müssen wir jedoch immer auch die praktische Belehrung erkennen, die uns der Schlagerdichter vermittelt. Geradezu meisterhaft sind in dieser Beziehung die linguistischen Errungenschaften. Alle Schnellkurse zur Erlernung von Fremdsprachen werden uninteressant, wenn uns ein Sänger versichert, er hätte über Nacht italienisch studiert.

Ich sprach nur ein Wort ,da verstandest du mich'!
Amore heißt sicher: Ich liebe
nur dich!

Es wäre pedantisch, hier Einwänden der zünftigen Romanisten Gehör zu schenken. Es geht ja nicht nur um den exakten Wörterbuchsinn des Wortes 'Amore', sondern auch um dessen praktische Anwendbarkeit. Deutsche Touristen versichern, daß sie mit dieser Solo-Vokabel im Süden auf Verständnis gestoßen sind. Alles weitere hätte sich aus dem Zusammenhang der Situation ergeben.

Man sollte auch die Werbekraft solcher Dichtung nicht übersehen. Die Sehnsucht nach dem südlichen Himmel mit seinen Sternbildern ist ein Grundzug deutscher Dichtung. Und in der Zeile, 'O Signore, singe von Amore' steckt ja ganz deutlich die Forderung der italienischen Reise im Sinne der Klassik. Wenn der Dichter uns aber mit diesem Imperativ zu einer 'bella Maria nach Abbazia' führt, dann dürfen wir dies wohl als eine Irreführung ansehen: denn hier steht die italienische Poesie im Dienste der jugoslawischen Fremdenverkehrspropaganda. Die Ansicht, daß wir es in diesem Falle mit irredentistischer Dichtung zu tun haben, wird von Kennern verneint. Man hält den Namen Abbazia für eine poetische Lizenz und verweist darauf, wie wenig der Name

'Opatija' für die Lautmalerei echter Poesie geeignet wäre.

D. W. Brogan, der berühmte englische Historiker und Soziologe, hat kürzlich in einem vielbeachteten Artikel in der New Yorker 'Saturday Review' den Verfall der Schlagertexte in unserem 'Juke-Box- Zeitalter' beklagt. Vielleicht ist er mit Bezug auf den amerikanischen Schlager im Recht. Aber er kannte offenbar noch nicht die nationale Selbstbesinnung der deutschen Dichterschule.

Lange Jahre herrschte in der neuen bundesdeutschen Schlagerdichtung die romantische Schule mit ihrem Fernweh. Der Schlager-Goethe suchte seine Friederike in Venedig, Sevilla, Jamaika oder Hawaii. Mit der Erleichterung des Reiseverkehrs machten sich jedoch Gefahren bemerkbar. Sollte man dem deutschen Mann wirklich nur von der Liebe zu fremden Ländern und fremden Frauen vorschwären? Wäre es nicht an der Zeit, sich auf die Souveränität des deutschen Schlagers zu besinnen? Die nationale Schule erwachte, um dem deutschen Mann zu versichern, daß auch in Venedig nicht alle Mädchen ledig', und im zackigen Viervierteltakt (nicht im welschen Tangorhythmus) schmettert der Dichter seine Parole hinaus:

Auch die deutsche Miß,
auch die deutsche Miß,
auch die deutsche Miß
ist süß.

Ausdauer

"Fritzchen will nicht einschlafen", klagte die Mutter. "Hör nur: Jetzt singt er gerade wieder 'Hänschen klein' . . . Ich weiß nicht . . ." "Laß mich das nur machen!" erklärte Vater selbstbewußt. Festen Schrittes ging er ins Kinderzimmer. "Fritzchen", sagte er, "warum schläfst du nicht?"

"Bin nicht müde, Vati." "Soll ich dir ein Märchen erzählen?" "O, ja — aber ein langes!"

Vater setzte sich ans Bett und erzählte. Er erzählte eine gute Stunde lang. Dann fiel der Mutter auf, daß es still geworden war im Kinderzimmer. Leise öffnete sie die Tür. "Schläft er endlich?" flüsterte sie.

"Ja!" krähte Fritzchen vergnügt. "Beim vierten Märchen ist er eingeschlafen!" –

Die Krankheit der Fruehbekanntschaft

von Dr. H. Portmann

Ein Geistlicher kam aus dem Schloßgarten. Ein Herr sprach ihn an: "Haben Sie die beiden gesehen — Arm in Arm — er 15, sie 14 alt? Man sollte den Spazierstock . . ." Der Geistliche: "Aber so, daß die Eltern der beiden ihr Teil mitbekommen." Im Weitergehen dachte der Geistliche: Wo bleiben die Eltern? Wo bleibt Schillers Vers aus dem "Lied von der Glocke." "Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe?"

Die Eltern

Nicht alle versagen, aber viele. Unter denen, die auf der Anklagebank sitzen, gibt es zwei Gruppen. Die erste Gruppe: Die Eltern lassen die Dinge laufen. Sie kümmern sich kaum um den Weg ihrer Kinder durch die Reifejahre und in die Ehe. Warum sind sie wenig darum besorgt, daß, sagen wir, die Tochter einen ordentlichen Mann bekommt. Weil sie gegenüber früheren Zeiten weniger interessiert sind. Jener Schwiegersohn wächst ja nicht mehr so soziologisch tief in die Gesamtfamilie hinein. Was das heißt? Die Schwiegereltern sind nicht mehr so wie früher auf die Bravheit des Schwiegersohnes angewiesen. Sie sind fürs Alter unabhängig. Dafür hat die Sozialgesetzgebung gesorgt. Daß sie dafür gesorgt hat, ist gut. Aber neben dem Licht muß man hier den Schatten sehen. Man muß wissen, daß hier wichtige Bindungen innerhalb der Familie abzubröckeln beginnen und damit seitens der Eltern die Hilfe beim Zustandekommen der Ehe ihrer Kinder mehr und mehr verblaßt oder ausfällt.

Und die zweite Gruppe der Eltern, die versagen? Sie sieht so aus: Da war Inge in einer Stadt am Niederrhein, einzige Tochter, katholisch aufgewachsen, 16 Jahre alt. An einem Sonntagnachmittag saß sie und las. Die Mutter: "Was sitzt du hier? Geh tanzen, dann kriegst du einen Freund. Dem ersten Freund folgten der zweite und der dritte. Dann hatte Inge keinen Freund mehr. Sie war 18 Jahre alt. Die Mutter wurde nervös und gab in einer zwielichtigen Illustrierten eine Heiratsanzeige auf. Er meldete sich: Süddeutschland, evangelisch, 21 Jahre alt. Inge hatte Bedenken. Aber die Mutter schob und fädelte weiter. Ein halbes Jahr später war die Heirat, standesamtlich und kirchlich. Zwei Jahre später war die Scheidung.

Gott hat den Eltern den Trieb ins Herz gelegt, für die Zukunft der Kinder besorgt zu sein. Gute Triebe können ins Kraut schießen. Fleiß und wirtschaftlicher Aufstieg sind gesunde Dinge, Standardsucht und das Rennen um den "Platz an der Sonne" sind Krankheiten. Auch die hektische Angst, die Tochter käme nicht früh genug unter die Haube, ist eine Krankheit. Eine der Wurzeln dieser Krankheit? Der Mangel an Vorsehungsglauben. Dieser Mangel macht die Eltern nervös und nimmt den Kindern die Unbeschwertheit der Jugendjahre.

Die Unreifen

Ist Schillers Vers "Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe" reif für die Mottenkiste? Kürzlich erschien von Heinz Lochuchowski das Buch "Teenager und Koedukation?" (Herder, Freiburg). Dietrich von Hildebrand schrieb das Vorwort. In dem Vorwort heißt es: "Der Verfasser zeigt in eindringlicher Weise die furchtbaren Gefahren, die die Teenager-Koedukation in sich birgt . . . es handelt sich um ein systematisches Untergraben des Verständnisses für das Wesen und den Sinn der sexuellen Sphäre. . . Dieses zeitgemäße und notwendige Buch enthält ausgezeichnete positive Gedanken und Vorschläge für die richtige Gestaltung der Beziehung

beider Geschlechter im Reifealter . . .”

Heute sind 15jährige im Durchschnitt um 13 Zentimeter größer als vor 50 Jahren. Die Ursachen dieser “Wachstumsbeschleunigung” sind noch nicht zweifelsfrei erkannt. Nur eines weiß man sicher: die seelische Entwicklung hält mit der körperlichen nicht gleichen Schritt. Die hochgeschossenen Jugendlichen wirken erwachsener; die körperlich-geschlechtliche Reife tritt früher ein, aber nicht die geistig-seelische Reife. Wir haben es hier mit einer Art “Gleichgewichtsstörung” zu tun. Was sich daraus ergibt? Nur scheinbar sind heute Jugendliche früher als vor Jahrzehnten der Liebesbeziehung fähig; in Wirklichkeit aber ist diese Fähigkeit hier nicht vorhanden, weil es an der entsprechenden geistig-seelischen Entfaltung fehlt. Daraus folgt: Frühreife bleibt im Hinblick auf Bekanntschaft und Ehe Unreife. Richtet man sich danach? Die Statistik sagt, daß das Heiratsalter Jahr um Jahr niedriger wird. Zehntausende heiraten unter 20 Jahren. Ein Geistlicher, der in der AJ führend tätig ist, berichtete: “In den Fabriken der Industriestadt NN beträgt das Durchschnittsalter der heiratenden Arbeiterinnen 19 Jahre.

Das ungesunde Maß

Eine 17jährige kann seelisch reifer sein als eine 25jährige. Das gilt für den Einzelfall das heißt die Ausnahme. Die Regel sieht umgekehrt aus. Daraus folgt, daß Frühbekanntschaften 16- und 17jähriger abgelehnt werden müssen. Menschen in diesem Alter fehlt durchweg der Weitblick, die Ausgeglichenheit, die Festigkeit. Gefühle, Stimmungen, Triebe dominieren; Einsicht, Verstand, Urteilsvermögen, Wille sind noch zu schwach. Das ist die Regel. Diese Regel muß nicht nur von den Jugendlichen, sondern auch von deren Eltern respektiert werden.

Die Gefahrenzonen Nummer 1 für das Entstehen von Frühbekanntschaften sind die wie Pilze aus dem Boden schießende Tanzteeclubs und die “Parties”. “Tun sie ja alle . . . in unserer Klasse hat fast jede einen Freund”, sagte eine Sekundanerin zu ihrer Mutter. “Die jungen Dinger machen sich gegenseitig verrückt”, sagte ein Vater. Beide Bemerkungen sind ernst zu nehmen. Selbst gutwillige Mädchen können in den bösen Sog geraten; Ängste und Minderwertigkeitsgefühle können entstehen. Das müssen Eltern und Erzieher wissen. Das Familiengespräch kann hier helfen. Die klare Haltung der Eltern in diesem Bereich gibt den heranwachsenden Kindern auch hier Halt und Geborgenheit. Der Hinweis auf folgende Gegebenheit sollte nicht fehlen: Hinsichtlich des Frauenüberschusses (durch den Krieg verursacht) hat sich erhebliches geändert; die Zahl der Mädchen übersteigt kaum noch die der jungen Männer. Die Heiratsaussichten für Mädchen sind also weitaus günstiger geworden. Was sich daraus ergeben sollte? Daß die jungen Menschen wieder ganz in den natürlichen Ablauf der Dinge einschwenken. Was das heißt? Der junge Mann und nicht das Mädchen muß der werdende Teil sein. Das Umgekehrte, im Teenagerklima nicht selten praktiziert, ist widerlich. Mädchenstolz und mädchenhafte Zurückhaltung sollten wieder recht wichtige Vokabeln werden. Und ferner: Es gibt auch den Weg des Lebensglükkes außerhalb der Ehe. Nimmt nicht der “Frühbekanntschafts-Rummel” manchem jungen Menschen die Ruhe zum Nachdenken über den Sinn des ehelosen Lebens im Priestertum, im Kloster oder anderswo?

Ohne das Schwimmen gegen den Strom geht es nicht. Gegen Fehlentwicklungen muß man sich zur Wehr setzen, und zwar durch die Tat. Nur so kann in der öffentlichen Meinung der falsche Pendelschlag korrigiert werden. Dadurch wird man nicht zum “Hinterwäldler”. Sind jene, die es neuerdings für bekömmlicher halten, ihren Sommerurlaub nicht mehr an der Riviera oder in Spanien, sondern in den deutschen Bergen zu verbringen, altmodische Leute? Oder jene, die im Münsterland die Pädkesfahrten auf dem Fahrrad propagieren und dadurch der Auto-Manie einen Riegel vorschieben, — sind sie “geistig Zurückgebliebene”? Der Maßlosigkeit, auch im Bereich der Frühbekanntschaft, kann nur durch das Vorleben des rechten Maßes begegnet werden. –

Das fehlende Möbelstück

Eines Tages kam zum großen deutschen Katholikenführer Windhorst eine Frau, die sich von ihrem Mann scheiden lassen wollte. Warum? “Weil ich's bei ihm nicht mehr aushalte! Jeden Abend kommt er betrunken nach Hause und schlägt fürchterlichen Lärm.”

Windhorst fragte: “Was machen Sie dann, gute Frau?”

Sie brauste auf: “Das versteht sich von selbst, daß mir die Nerven durchgehen und man nicht ruhig bleiben kann, man gibt zurück . . .”

Windhorst fiel ihr ins Wort: “Gute Frau, Ihnen scheint ein Möbelstück zu fehlen.”

“Wie meinen Sie das? Welches Möbelstück könnte . . .”

“Schaffen Sis sich einen Betschemel an, und wenn Ihr Mann betrunken heimkommt und Lärm macht, reden Sie mit dem lieben Gott und nicht mit dem Mann!”

Die Frau erklärte später glücklich: “Ich habe diesen seltsamen Rat befolgt, und das Mittel hat trefflich gewirkt!”

Joseph Renhardt

In einem Wagen der Wiener Straßenbahn gab es kürzlich eine erregte Debatte zwischen einem Schaffner und einer nervösen Dame. “Vergessen Sie nicht”, spielte die Dame ihren letzten Trumpf aus, “daß Sie schließlich von mir leben!” — “Wissens was, gnä Frau”, erwiderte der Schaffner in aller Gemütlichkeit, “steigens aus und lassens mich verhungern!”

"Diese verdammten Socken"

Der Rentner Neumaier war ein fleißiger, rechtschaffener Mieter und selbst die Frau Hausmeister, die im Parterre wohnte und den Hinterhof unter ständiger Kontrolle hielt, konnte nichts, gar nichts Anstößiges an seinem Verhalten finden. Das kleine Dachzimmer, das er seit Jahren bewohnte, hielt er in peinlicher Sauberkeit, das schmale Fenster war stets geputzt und selbst wenn ihn einmal die große Hausordnung traf, konnte man sich darauf verlassen, daß man alles in reinlichem Zustand vorfand.

Um so erstaunter war die alte Hausmeisterin und bald auch die anderen Hausbewohner, als sie eines Tages feststellen mußte, daß die Ordnungsliebe des Herrn Neumaier in der letzten Zeit ins Wanken geraten war. Man schüttelte zuerst nur den Kopf, sagte "ach nein" und "das habe ich aber nicht gedacht", schließlich überwachte man seine Schritte, fragte sogar die Kronenwirtin, ob der Herr Neumaier nicht in letzter Zeit häufiger . . ., lugte hinter dem Vorhang auf die Haustüre, wenn er jetzt heimkehrte und als sich herausstellte, daß der Rentner auch jetzt keine Anzeichen eines geänderten Lebenswandels erkennen ließ, zuckte man die Schultern und stand vor einem Rätsel.

Ursache der ganzen Aufregung waren die Socken. Es waren ein paar dunkelgraue, grobe Socken, die Herr Neumaier wohl noch aus seiner Militärzeit hatte, denn sie waren an der Ferse stark gestopft und man konnte nicht gerade sagen, daß ihr Anblick recht erbaulich gewesen wäre. Um so ärgerlicher war es, daß ausgerechnet diese alten verstopften Militärsocken nun schon seit vierzehn Tagen vor dem Fenster des Rentners hingen, ohne daß er es für nötig gefunden hätte, sie wieder zu entfernen.

"Es sieht weiß Gott nicht so gut aus', sagte die Frau Hausmeisterin zu ihrem Mann, "sie sind doch schon längst trocken."

"Was denn?", murmelte dieser zerstreut und blickte von der Zeitung auf. "Ach — diese verdammten Socken vom Neumaier." Die Hausmeisterin schielte empört aus dem Fenster nach der Dachkammer des Rentners. Natürlich, da hingen sie noch und baumelten vergnügt im warmen Sommerwind.

"Da soll doch der Kuckuck dreinfahren", giftete die Frau und schaute wütend auf ihren Mann, der gerade bei den Lokalnachrichten angelangt war.

Der Hausmeister wiegte den Kopf. "Man soll's nicht glauben", brummte er vor sich hin. "Fünfundvierzig Jahre . . ."

Nun riß seiner Ehehälfte der Geduldsfaden: "Fünfundvierzig Jahre noch werden die alten Socken vom Neumaier vor dem Fenster hängen, wenn du nicht gleich hochgehst und ihm sagst."

"Warum denn ich?" maulte der Hausmeister und suchte wieder die Nachrichten vom 45jährigen Stiftungsfest des Kegelklubs "Gut-Holz", "immer soll ich den Dummen machen. Der Neumaier ist mir lieb und wert."



Die Hausmeisterin stemmte die prallen Arme in die Hüften.

"Gut", sagte sie, "dann geh ich. Ihr Mannsbilder . . ." Das übrige konnte der Zeitungsleser nicht mehr verstehen, weil die Korridortüre mit lautem Knall zugeschlagen worden war.

Herr Neumaier öffnete einen Spalt.

"Ach Frau Hausmeister", sagte er freundlich, "kommen Sie herein, ich habe eine Überraschung für Sie."

"Herr Neumaier . . .", wollte die resolute Frau gerade ihre Strafpredigt beginnen, aber der Rentner hatte den Finger auf den Mund gelegt und sie ins Zimmer hereingezogen. Ganz verzückt sah er aus, der Alte, als er die Hausmeisterin behutsam ans Fenster führte und leise, ja fast zärtlich sagte: "Schauen Sie mal!"

Die Hausmeisterin schaute und vor ihrer Nase baumelten die alten, verstopften Socken des Herrn Neumaier und sie sah den Mann an und wieder die Socken und dann, dann auf einmal verzog sich auch ihr Gesicht und sie lächelte, lächelte wie der alte Rentner Neumaier: in dem rechten Socken hatte ein Vogel sein Nest gebaut und die Halmspitzen ragten oben heraus und als die Frau behutsam auf einen Stuhl stieg, erblickte sie — ein kleines brütendes Rotschwänzchen. — An diesem Tag wunderte sich der Hausmeister gleich zweimal: einmal, weil es heute sein Lieblingsessen gab und zum andern, weil die alten Socken immer noch vor dem Fenster des Herrn Neumaier baumelten. **K. H.**

An einer Tür eines Krämerladens im italienischen Küstenstädtchen Corbino war im Sommer häufig zu lesen: "Bin beim Fischen, Lieber Kunde, mache es wie ich, solange die Tage so schön sind. Der Schlüssel zu meinem Laden liegt auf der Polizeistation. In dringenden Fällen verkaufen Ihnen die Carabinieri, was Sie brauchen. Arrivederci. Argus

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

14. Fortsetzung

An den Worten, die ein weißhaariger Mann, scheinbar das Haupt der kleinen Gruppe, sprach, erkannte Gerhard bald, daß er in einen Kreis von Katharern geraten war. Ein tiefes Grauen stieg in seiner Seele auf. Aber was er hörte, klang sofromm,so gottesfürchtig, so seltsam bezwingend, daß sein anfängliches Widerstreben sich mehr und mehr verlor, und als der Greis ihn endlich fragte, ob er dem Bund Gefolgschaft und Verschwiegenheit gelobe, nickte er wortlos. So ward Gerhard von Rusteberg am gleichen Tag, an dem Hildegard im Dom zu Köln predigte, ein Ketzer.

Bis in das weite Flachland am Niederrhein setzte Hildegard ihre Reise fort. In der alten Benediktinerabtei zu Werden an der Ruhr betete sie am Grabe des heiligen Ludgerus, des tapferen Apostels des Münsterlandes.

Dann aber kehrte sie eiligst heim; denn neue große Aufgaben riefen sie ins Kloster zurück.

Während ihrer Abwesenheit hatte man zu Eibingen an Stelle des niedergebrannten Chorherrenstiftes eifrig am Klosterneubau geschafft, und so konnte die Äbtissin dort im gleichen Jahre dreißig Ordensfrauen eine Heimstatt bieten. Ihre mütterliche Liebe hatte nun zwei Jungfrauenkonvente zu betreuen; denn Kloster Eibingen blieb als Priorat ihrer Leitung unterstellt.

Oft aber führte sie in den kommenden Jahren der Weg über den Rhein, und stets war die Freude der Nonnen übergroß, die geliebte Äbtissin einmal wieder bei sich zu sehen.

Gott muß meine Liebe verdoppeln, da ich sie nun teilen muß", seufzte Hildegard, und mit ihrer Liebe verdoppelte sie auch Opfer und Gebete.

*

Im Herbst des Jahres 1166 rüstete Friedrich Barbarossa abermals zur Heerfahrt nach Rom. Er wollte Alexander endgültig schlagen und Paschalis III., den Gegenpapst, auf den Stuhl Petri setzen. Am 24. Juli des nächsten Jahres zog er nach erbittertem Kampf in die Hauptstadt der Christenheit ein. Als Pilger verkleidet, floh Alexander nach Benevent. Paschalis aber hielt seinen Einzug in die mit Blut besudelte Peterskirche. Der Kaiser schien auf der Höhe seiner Macht.

Da fuhr die Geißel Gottes auf ihn nieder. Die Pest brach aus. Der schwarze Tod fraß die Blüte des Heeres. Es starb Herzog Friedrich von Schwaben, der herrlichste Ritter. Es starb der junge Welf. Es starb Reinald von Dassel, des Kaisers Kanzler. Es starben die Bischöfe von Prag, Regensburg, Augsburg, Zeiz, Speier, Lüttich und Verdun. Man begrub die Leichen nicht mehr, man warf sie in den Strom. Zwanzigtausend Mann verlor der Kaiser durch die Seuche. Er selbst blieb von der Krankheit verschont, aber wenn er in schlaflosen Nächten auf seinem Feldbett saß, stierte er dumpf vor sich hin. Die auf- und niedergehenden Posten hörten sein Stöhnen, und mehr als einmal drang ein klagender Schrei in die Stille der Nacht. Stets war es der gleiche Name, den der Kaiser rief: Hildegard!

Auf die Kunde von dem Unheil, das über die Kaiserlichen gekommen war, erhoben sich die lombardischen Städte. Nur mit Mühe gelang dem Staufer der Weg über die Alpenpässe. Als Knappe verkleidet, kehrte er mit wenigen Begleitern nun in die Heimat zurück, ein Flüchtling, seiner besten Freunde und Kampfgenossen beraubt.

In Bamberg angelangt, sandte er sein erstes Schreiben an die Seherin auf dem Rupertsberg. Das Leid hatte ihn gedemütigt, aber seinen harten Willen, der immer noch dem rechten Papst Trotz bot, nicht gebrochen. Dennoch bat er die große Äbtissin, deren Prophezeihung so furchtbare Wirklichkeit geworden war, um ihr Gebet.

Der Schreiber spitzte die Feder, tauchte sie in ein tintengefülltes Horn und wartete. Lange noch verharrte der Kaiser in Schweigen, dann sprach er langsam mit müder Stimme:

"Friedrich, von Gottes Gnaden römischer Kaiser und allzeit Mehrer des Reiches, entbietet der Frau Hildegard von Bingen seine Huld und jegliches Heil! Wir machen Dir, heilige Frau, bekannt, daß Wir dasjenige, was Du Uns, als Wir zu Ingelheim weilten und Dich vor Uns zu erscheinen baten, vorausgesagt hast, bereits in Händen halten . . ."

Der Kaiser trat zum Fenster und schaute in die grauen Wolken, die über den Himmel zogen.

Der Kelch von Gethsemani.

Wieder, wie in den Tagen auf dem Disibodenberg, ward der Äbtissin Hildegard die Fülle himmlischer Gesichte. Wieder griff sie zur Feder oder diktierte der Nonne Hildegard und dem Mönch Volmar, was sie geschaut und gehört. Nein, es war mehr als Schreiben und Diktieren! Alles Leben wird aus Schmerz geboren, und auch Hildegard bezahlte die gewaltigen Offenbarungen, die sie in dem Buch "Von den göttlichen Werken" aufzeichnete, mit Schmerzen.

"Dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen", schrieb hundert Jahre später der Mönch Ekkehart. Bei Hildegard aber war das Empfangen stets tiefes Erleiden, das Seele

und Leib in viele Qualen versenkt. Die Flammen, die sie der Welt entzündete, durchloderte zuvor ihr eigenes Herz mit tausendfachem Weh. Wenn sie aber, von unsäglichen Peinen zerfoltert, auf ihrem Krankenbett lag, dann schaute ihre Seele die tiefsten Geheimnisse und Herrlichkeiten, die jemals irdischen Augen enthüllt wurden.

So ward ihr Buch "Von den göttlichen Werken", das uns den Pulsschlag der göttlichen Liebe in den geschaffenen Dingen vernehmen, das uns Einsicht, Harmonie und Zusammenklang aller Geschöpfe ahnen läßt, deren jedes nur eine anders gestimmte Saite an Gottes ewiger Harfe ist. Hildegard läßt den Schöpfer sprechen:

> "Ich bin die höchste, feurige Gewalt. Alle lebendigen Funken habe Ich entzündet und nichts Sterbliches ausgelöscht. Ich, das brennende Leben des göttlichen Wesens, zünde hin über die Schönheit der Fleder, leuchte in den Gewässern, brenne in der Sonne, dem Mond und den Sternen und erwecke im Hauche der Luft mit unsichtbarem Leben, das alles erhält, lebensvoll jegliches Ding. Ich bin in allem die verborgene Kraft, und durch Mich brennt all dies, so wie auch der Atem der Menschen unablässig bewegt und der flackernden Flamme im Feuer gleicht. All dieses lebt in seinem Wesen, und der Tod findet sich nicht darin, weil ich das Leben bin."

Aller geschöpflichen Dinge Spiegel und Vollendung ist der Mensch. So wird er höchste Verkörperung der Urbilder, die Gott in seinem Herzen trug, ehe er die Welt schuf. So wird der Mensch Gott und seinen Gedanken ähnlich.

> "Es war ja von Ewigkeit her beschlossen, daß Gott Sein Werk, das ist den Menschen, schaffen wollte, und daß Er ihm in der Vollendung dieses Werkes die übrigen Geschöpfe gab, damit er mit ihnen wirke, so wie Gott selbst Sein Werk, den Menschen, gemacht."

Höher aber und höher steigt der Seherin Blick in Regionen, in die zu folgen uns anderen Sterblichen fast nicht mehr möglich ist, weil uns zu sehr die Fülle des Lichtes blendet. Denn nicht nur der geschöpflichen Dinge Spiegel erkennt Hildegard im Menschen, nicht nur die Verkörperung der ewigen göttlichen Gedanken. Der Mensch ist Spiegel des höchsten Geheimnisses, das zu enträtseln eine Ewigkeit nicht ausreichen wird: der Mensch ist Spiegel der Dreifaltigkeit. In dieses innergöttlichen Lebens Feuerstrom aber taucht die ewige Gnade seine Seele ein. Das ist der Geschöpfe letzte und ewige Heimkehr zu ihrem Ursprung, zu Gott.

*

Eines Tages, als das Buch "Von den göttlichen Werken" noch nicht vollendet war, kniete Hildegard vor dem Mönch Volmar im Bußgericht.

"Ich habe einst in meiner Jugend Gott um ein langes Leben angefleht", sagte sie mit langsamer, schleppender Stimme. "Gott hat diese Bitte erhört. Nun aber bin ich müde, zu Tode müde! Dennoch legt Gott Last um Last auf mein armes, von so vielen Leiden gequältes Herz. Wie hat mich danach verlangt, unter meinen Kindern zu bleiben, um bald in Frieden mein Haupt zum ewigen Schlaf niederzulegen. Nun aber hat Er mir Seinen Willen geoffenbart, der mich abermals zu den Menschen hinaussendet auf weiten, weiten Wegen. Abermals will Er durch meinen Mund zu ihnen in harten Worten reden, die wie Schwertstreiche niederfallen. Ehe sie aber andere verwunden, zerschneiden sie mir das eigene Herz."

Mühselig ging der Atem der Bekennenden, die, ganz zusammengesunken, vor dem Priester kniete.

"Warum schont Er mich armes, schwaches Geschöpf nicht?" fuhr sie mit bebender Stimme fort. "Warum läßt Er mir meinen Frieden nicht? Bin ich darum vor über sechzig Jahren in die Klause gegangen, daß Er mich immer wieder in den Lärm und Unfrieden der Welt stößt? Wann werde ich in Stille und Frieden Ihm und meiner Seele dienen können, nur Ihm und meiner Seele?"

Der hörende Priester erschauerte in allen Tiefen. Lange schwieg er noch, nachdem Hildegard geendet. Dann aber sagte er:

"Wir dienen Gott und unserer Seele, wenn wir Seinen Willen tun. Er aber will, daß Ihr den Frieden Eures Herzens opfert, damit Euren gequälten Brüdern und Schwestern der Friede werde! Gehet, wohin Gottes Wille Euch sendet!"

Noch einmal krampften sich die Hände der Ordensfrau ineinander, und aufstöhnend sprach sie:

"Ich kann nicht, ehrwürdiger Vater! Dies eine Mal kann ich nicht! Mein Leib ist müde und zerschlagen! Ich brauche zum Leben und Sterben den Frieden!"

Das Mitleid durchschlug das Herz des Priesters wie eine Flamme. Wie gerne hätte er der armen, leidgequälten Frau nach so unsäglich viel Mühe und Arbeit das Ausruhen gegönnt! Aber er wußte, daß er dem Willen Gottes nicht im Wege stehen durfte. So sagte er, während er sich bemühte, seiner Stimme festen Klang zu geben:

"Der Herr hat im Ölgarten gebetet: Vater, wenn es nicht möglich ist, daß dieser Kelch an mir vorübergehe, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe Dein Wille!"

Da senkte die Äbtissin tief ihr Haupt, und zitternd stammelten die Lippen die heiligen Worte nach:

"So geschehe Dein Wille!"

Wenige Tage später schloß Propst Volmar die Augen zum ewigen Schlaf. Die Äbtissin aber, deren Herz von Schmerz und Trauer zerrissen war, machte sich, von der Nonne Hedwig von Alzey begleitet, auf eine neue Wanderung, welche sie dieses Mal südwärts führen sollte.

*

Um die Speyrer Domtürme flogen die Tauben und freuten sich des leuchtenden Frühlingstages. In dem mächtigen Gotteshaus aber hallte dumpf das Miserere. Die große Seherin hatte soeben ihre Predigt vor Priestern und Volk beendet. Langsam schritt sie wieder dem Hochchor zu. Plötzlich jedoch zögerte ihr Fuß.

War da nicht noch einer, der nach Trost und Hilfe verlangte? Er, der einst dieses Domes Gewölbe gespannt und sich in ihm die eigene Gruft gebaut hatte! Hildegard stieg die Stufen hinab, die zu den Kaisergräbern führten.

Finsternis wob um die Säulen und Rundbögen der Krypta. Unwillkürlich dachte Hildegard an jene Weihnacht zu Böckelheim, in der sie einst in die Finsternis des Kerkers hinabgestiegen war, um einem Unseligen das heilige Licht zu bringen.

"Zünded die Lampen an!" gebot sie den begleitenden Klerikern. Bald flackerten die Öllichter in den Ampeln, die von der Decke herabhingen, und warfen ihren Schein über die steinernen Gräber.

An einem von ihnen blieb Hildegard stehn. Heinrich IV. — so stand es in großen Lettern in den Stein gemeißelt. Hier hatte der unglückliche Kaiser, nach seinem Tod noch vom Bann der Kirche gelöst, die letzte Ruhestatt gefunden.

Hildegard kniete nieder und betete lange.

Dann trat sie zum Altar der Krypta, nahm eines der gelben Wachslichter, entzündete es an einer Ampel und stellte es auf den Sarkophag.

Die Kleriker schüttelten den Kopf über das seltsame Beginnen. War nicht der Tote der Kirche ärgster Feind gewesen? Hatte ihn nicht des Papstes Bann wie ein Blitzstrahl getroffen? Durfte an seinem Grab eine Kerze brennen? Hildegard las ihre Gedanken, wandte sich ihnen lächelnd zu und sagte:

"Gönnt ihm das Licht! Er hat so lange die Finsternis ertragen!"

*

Weiter ging der Seherin Reise. An vielen Klöstern klopfte sie an, überall mahnend, warnend, aufweckend. Ins Schwäbische stieg sie dann mit ihrer Begleiterin. Durch Wiesen und Wälder, Kornfelder und Obstgärten führte sie der Weg, bis sie endlich an der Pforte eines Zisterzienserklosters anpochte, über dem Maultier und Brunnen im Wappen standen.

Voll herzlicher Freude nahmen die Mönche von Maulbronn, die hier, in einem ehemaligen Schlupfwinkel von Räubern und Banditen, ihr herrliches Kloster errichtet hatten, die beiden Ordensfrauen auf.

Der Schalk leuchtete den wackeren Söhnen Bernhards aus den Augen, als sie der Äbtissin erzählten, wie sie die Räuber genasführt hatten. Die wilden Gesellen, die von hier aus stahlen und plünderten und brandschatzten, was nur zu erreichen war, hatten sich unter schweren Drohungen von den Mönchen schwören lassen, den Klosterbau nicht zu vollenden. Den Schwur hatten die Mönche getan und gehalten. Voll heimlicher Freude zeigten sie der Äbtissin einen Stein, der noch an der linken Seitenwand fehlte. Den hatte man auch den Räubern gewiesen, als die wutschnaubend den grauen Mönchen den Frevel des Eidbruches vorhielten. Nein, sie hatten den Schwur gehalten, das Kloster war nicht vollendet. Vor den Zisterziensern aber räumte die Räuberbande das Feld, und wie in so vielen deutschen Gauen ward auch hier das Kloster für Land und Leute von hohem Segen. Die beiden Nonnen lachten herzlich zu dem Schwabenstreich der guten Kuttenträger.

In das waldgrüne Nagoldtal pilgerten die Ordensfrauen dem Kloster Hirsau zu. Viel Segen war schon von der Schwabenabtei während des zwölften Jahrhunderts ausgegangen. Überall in Frankreich und Deutschland war der Ordensgeist unter Benedikts Söhnen durch sie belebt und gefestigt worden. Trotzdem aber hatte Hildegard gerade hier Veranlassung, den Abt Rupert zu fester Amtsführung zu mahnen, damit die heilige Zucht sich nicht wieder lockere.

Über den Neckar ging es eine Tagesreise weiter in das Städtlein Kirchheim unter Teck. Wieder predigte sie hier vor Priester und Volk.

In der schwarzen Kukulle stand sie auf einer Kanzel, die man in Eile an der Mauer des Kirchenchores zusammengeschlagen hatte; denn das Gotteshaus selber reichte nicht aus für die Scharen, die zu Hunderten und Tausenden aus weiter Umgebung zusammengeströmt waren, um die große Seherin zu sehen und zu hören. Voll tiefer Ehrfurcht schauten sie zu der greisen Ordensfrau empor, deren Antlitz von Sorgen zerfurcht war, deren Gestalt von Leid und Kummer gebeugt, deren Hand zitternd den Äbtissinnenstab hielt, deren Auge aber in einem Feuer loderte, das Gott entzündet hatte.

Die Worte, die Hildegard sprach, erschütterten alle bis in die innerste Seele.

Leise und kaum vernehmbar begann sie zu sprechen:

"Als ich zu Beginn dieses Jahres lange auf dem Krankenbett darniederlag, schaute ich eine wundersame Gestalt, ein Bild so schön, so voll Liebreiz, daß Menschengeist solches zu erfassen kaum imstande ist. Von der Erde ragte sie bis zum Himmel. Aber ihre strahlende Schönheit war verunstaltet, und mit lauter, trauervoller Stimme schrie sie zum Himmel:

'Höre es, Himmel; denn mein Antlitz ist zerrissen! Erzittert, ihr Tiefen; denn meine Schuhe sind voll Unrat! Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester. Ich aber habe keinen Helfer und keinen Tröster, keinen Stab, auf den ich mich stützen könnte. Denn meine Pfleger, die dafür sorgen müßten, daß mein Angesicht wie die Morgenröte schimmere, daß mein Gewand leuchte wie der Blitz, daß mein Mantel strahle wie Smaragd, lassen mich im Stich!' "

Aufgrollend schwoll die Stimme der großen Predigerin, ihre müde, zusammengesunkene Gestalt straffte sich, und ihr Auge flammte in Feuer, als sie weiter die Klage der Kirche gegen ihre schlafenden Hirten verkündete. Dann aber stand mit einemmal das Grauen in ihren Blicken, und eine tiefe Trauer durchbebte ihre Worte, während sie das Strafgericht Gottes über die Priester androhte, die ihr Amt nicht nach dem Willen Gottes versahen.

"Fürsten und Banditen werden auf euch einstürmen, ihr Priester, die ihr mich vernachlässigtet, sie werden euch ausweisen und fortjagen und euer Hab und Gut euch rauben, weil ihr die Zeit eures Priesteramtes nicht wahrgenommen habt."

Und abermals loderte der Blick der Seherin.

"Ich schaute ein Schwert, dessen Schneiden Himmel und Erde zugekehrt waren. Das Schwert war gezückt gegen ein geistliches Volk. Denn diejenigen, die von der Erde erhoben und vom Volke abgesondert wurden, deren Wort und Werk in Reinheit hätte vollbracht werden sollen, sind jetzt arg in Werken und Sitten. Ich sah aber, wie das Schwert manche aus dem geistlichen Volk hinwegschnitt und ihre Stätten verödete wie Jerusalem nach unseres Herrn Tod."

Tief sanken die geschorenen Häupter wie unter sengendem Ungewitter, und manch einer stammelte in tiefster Reue: Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa! — Meine Schuld, meine übergroße Schuld!

Milder wurde der Seherin Stimme, und voll mütterlich tröstendem Klang endete sie ihre gewaltige Predigt:

"Doch sah ich aulh, wie Gott sehr viele Priester, welche Ihn fürchten und rein und edel leben, aus diesem Leid sich aufbewahren wird. In euch aber brenne des Heiligen Geistes unauslöschliches Feuer, damit ihr zu den Auserwählten gehört!"

Müde schleppte sich die Äbtissin, nachdem sie ihre Predigt beendet hatte, ins Gotteshaus und barg aufschluchzend das Antlitz in ihre Hände. Der Ruf nach Gottes Erbarmen drang vom Kirchplatz her dumpf in ihr Ohr, und mit der Reuigen Gebet verband sie das heiße Flehen des eigenen Herzens.

Weiter südwärts noch ging der Seherin Weg bis zum Kloster Zwiefalten, wo sich Zucht und Ordnung bedenklich gelockert hatten. Hildegard scheute sich nicht, das glühende Eisen in die Wunde zu tauchen, um den Schaden zu heilen. Die Worte aber, die sie im Namen Gottes sprach, durchbohrten ihr eigenes Herz.

Als die beiden Nonnen nach langer Wanderung heimkehrten, lag schon der Schnee auf den Hügeln am Rhein.

"Es wird Winter", sagte Hedwig von Alzey. Sie fröstelte. Hildegard aber schaute sinnend über die leuchtende Erde und sagte:

"Ja, es wird Winter. Er bringe uns allen den Frieden und die Stille!"

DerWinter kam, und die Natur ruhte aus, um einem neuen Frühling entgegenzuschlummern. Der Äbtissin aber blieben Arbeit, Mühe und Leid nicht erspart. Zwar fand sich ein Ersatz für den heimgegangenen treuen Helfer Propst Volmar: ihr eigener Neffe, Propst Vizelin von St. Andreas in Köln, der Sohn iher Schwester Mechtild, stand ihr in schweren, mühevollen Tagen treu wie ein Sohn zur Seite. Der Abt von Sankt Matthias in Trier sandte den Mönch Gottfried als Seelsorger zum Rupertsberg, nachdem Hildegard vergebens vom Disibodenberg einen Nachfolger für den verstorbenen Volmar erbeten hatte. So schloß sich allmählich die Wunde, die der Tod des verehrten Klosterpropstes dem Konvent geschlagen hatte.

Die härtesten Prüfungen aber hatte Gott den letzten Lebensjahren der Seherin zugedacht. Noch einmal krönte er sie mit Dornen, die dem leidgewohnten Herzen aller Schmerzen Übermaß bereiteten.

Heimkehr des Verlorenen.

Am Allerheiligentag des Jahres 1178 stieg schleppenden Schrittes ein Mann den Weg zum Rupertsberg hinauf. Bleich und hohlwangig war sein Gesicht. Wirr hing ihm das schwarze Haar in die Stirn, und sein Blick brannte von düsterem Feuer. Auf halber Höhe blieb er stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann überfiel ihn jählings ein schwerer Husten, unter dem er sich in Schmerzen krümmte. Das Tuch, das er gegen den Mund drückte, war voller roter Flecken.

Selbst hätte er es kaum zu sagen gewußt, warum er an diesem dunklen Herbsttag den Klosterberg hinanstieg. Eine geheime Sehnsucht trieb ihn, und wenn er auch den Gedanken schmerzlich lächelnd von sich weisen möchte: es war das Heimweh, das ihn zum Rupertsberg führte, Heimweh nach seiner Kindheit, Heimweh nach jenen glücklichen Tagen, da er im roten Röckel an den Altarstufen kniete und das silberne Glöcklein schwang, während die strahlende Hostie und der goldene Kelch emporstiegen, Heimweh nach jenem Frühling, da er im Rupertsberg das Weingeigerlein spielen hörte.

Traurig schüttelte Gerhard von Rusteberg den Kopf. Nein, das Weingeigerlein musizierte nicht mehr. Voll grauer Nebel war das Tal, und die Reben hingen verfault an den Stöcken.

"Die Sonne hat gefehlt", murmelte er vor sich hin, "die Sonne hat gefehlt, den Reben und — mir!" Seine Gedanken gingen zu jenem Tag zurück, an dem er der tollen Runde der Scholaren entlief und bei den Katharern eine Heimstatt fand. Schnell hatten sie sein junges Herz für ihre Lehre gewonnen. Was sie predigten, schien ihm gut und edel. Bald war Gerhard einer der Eifrigsten unter den Sektierern geworden. Mit ihnen verdammte er den weltlichen Glanz, der sich in die Kirchen eingeschlichen habe, den Prunk der geistlichen Fürsten und Herren, endlich das Priestertum überhaupt, die Sakramente und das heilige Opfer.

Einer der Kühnsten war er, wo es galt, der neuen Lehre Jünger zu werben. In Mainz predigte er in Kellern, Scheunen und Kneipen. Einmal war es ihm sogar gelungen in das Gemach des streitbaren Erzbischofs Christian von Buch vorzudringen. Da hatte er ihm im Namen Gottes geboten, den goldenen Hirtenstab, das silberne Brustkreuz niederzulegen und den kostbaren Ring vom Finger zu streifen.

"Mit welchem Recht, Christian von Buch", so hatte er in flammenden Worten gerufen, "tragt Ihr Gold und Silber und edles Gestein, wo unser Herr Christus nicht einen hölzernen Stecken Sein eigen nannte?"

Man hatte den Erzketzer schließlich gefangengenommen, aber der Wärter, den er für die neue Lehre warb, ließ ihn heimlich frei. Der Erzbischof verhängte die Exkommunikation über ihn, verwehrte ihm den Zutritt zu den Sakramenten der Kirche. In Abwesenheit wurde er vor dem geistlichen Gericht verklagt und verurteilt. Vogelfrei war er in Acht und Bann.

Soeben hatte Gerhard von Rusteberg das Kloster der Benediktinerinnen erreicht. Orgelklang hallte aus der Kirche und ein feines, wunderbares Singen. Zögernd drückte der Gebannte den Türgriff nieder und trat in das Gotteshaus.

Eine Weile mußte er die Augen schließen, weil ihn, der aus dem trüben Dämmer des Herbsttages kam, der Glanz der vielhundert Kerzen blendete, von dem das Gotteshaus erstrahlte. Wie oft hatte er gegen die Lichtfülle in den Kirchen seine Stimme erhoben, gegen die silbernen Leuchter und die goldenen Kelche. Heute vergaß er seinen ganzen düsteren Ketzertrotz, weil ihn der Glanz, der vom Altar herkam, seltsam in seinen Bann zog.

Dicht gefüllt war das Gotteshaus. Aber Gerhard von Rusteberg drängte sich vor, und die Andächtigen wichen scheu vor ihm zur Seite, dem der Tod schon sein Siegel auf die Stirn gesetzt hatte. Bis an die Chorschranken fast gelangte der Ketzer.

Aber was war denn das? Gestalten in bunten, leuchtenden Gewändern bewegten sich an den Stufen des Altars und sangen zum Klang der Orgel seltsame Weisen. Mit einem Male wußte Gerhard, was da vor seinen Augen geschah. Das war das geistliche Spiel der Äbtissin Hildegard, "Der Reigen der Tugenden", dem er schon als Ministrant so manches Mal mit des Herzens ganzer Seligkeit beigewohnt hatte. Ja, er wußte es noch ganz genau, wie ihm die Augen übergegangen waren, als er es zum ersten Male geschaut hatte. Oblatinnen und Mädchen aus der Stadt Bingen führten das Spiel auf, und Gerhard wußte, mit welcher Sehnsucht sie nach dem herrlichen Tag verlangten, da sie vor den Altarstufen des Rupertsberges die heiligen Tugenden darstellen durften.

Ganz genau entsann sich der ehemalige Ministrant wieder all der heiligen Personen. Die zur linken Seite in schneeweißen, purpurverbrämten Mantel war "die Liebe zum Himmlischen", die in der purpurnen Tunika auf der anderen Seite "die Zucht". Im weißen Gewand der Unschuld stand "die Schamhaftigkeit", vom Goldmantel umwallt "die Barmherzigkeit". Eine rotleuchtende Krone trug die Geduld", einen Goldreif "der Glaube", "die Demut" ein Diadem von Perlen. Viele andere Tugenden in kostbaren Gewändern erglänzten im Schein zahlloser Lichter. Dem Erzketzer war es schier, als wäre heute am Allerheiligentag der Himmel aufgesprungen und ließe ihn einen Blick tun in das ewige Leuchten.

Die dritte Szene spielte sich vor den Altarsstufen ab. Gerhard von Rusteberg sprach unwillkürlich die Worte mit, die ihm aus längst vergangenen Tagen noch unvergessen waren.

Die Tugenden:
Wehe, wehe! Klagen laßt und Trauern, ihr Tugenden; denn ein Schäflein des Herrn floh das Leben.

(Da erhebt, in graues Gewand gehüllt, die reuige Seele Klage und ruft die Tugenden an, indem sie zögernden Schrittes in den leuchtenden Kreis schreitet:)

Königliche Tugenden, wie schön seid ihr, und wie leuchtet ihr im Glanz der höchsten Sonne! Wie lieblich ist es, unter euch zu weilen! Weh mir, daß ich euch mied!

Die Tugenden:
O komm, die du uns flohst, komm zu uns, und Gott wird dich aufnehmen!

Die Seele:
Ach, ach! Der Reiz der Leidenschaften verschlang mich in meinen Sünden, und darum wagt ich nicht, mich euch zu nahen.

Die Tugenden (rechter Seitenchor):
O fürchte und fliehe nicht, der gute Hirt sucht in dir Sein verlorenes Lamm.

Die Seele:
In tiefster Not bin ich, o helfet mir! Voll Pesthauch sind meine Wunden, durch die die alte Schlange mich gebrandmarkt hat.

Die Tugenden (linker Seitenchor):
Komm schnell zu uns, halt dich an unsere Spuren. So lange wir bei dir sind, wirst du nicht fallen, und Gott wird dich heilen.

Die Seele:
Ich Sünderin, die das Leben floh, komme mit Wunden bedeckt zu euch, auf daß ihr den Schild der Erlösung mir reichet. Ihr alle, die ihr unter eurer Königin, der Demut, streitet, schneeige Lilien, rosenfarbener Purpur, neiget euch zu mir — euch entfremdet, schweife ich umher — und helfet mir auferstehen im Blute des Gottessohnes!

Die Tugenden:
Flüchte Seele, sei stark und ziehe die Waffen des Lichtes an!

Die Seele (mit einer Wendung zur Königin Demut):
Und du, o Demut, wahre Arznei, hilf mir; denn am Stolz zerschellt meine Kraft in schwerer Schuld, und viele Narben sind dessen Zeugen. Nunfliehe ich zu dir! So nimm mich auf!

Die Demut:
Ihr Tugenden all, um Christi heiliger Wunden willen, nehmt die Sünderin auf; denn seht, sie trauert. Schwerr verletzte sie der Kampf. O bringet sie zu mir!
(Die "Gottesfurcht" und die "Hoffnung" erheben sich und stellen sich zu beiden Seiten der Seele.)

Gottesfurcht und Hoffnung:
Wohlan, wir führen dich heim und wollen dich nimmer verlassen. Des Himmels ganze Herrschar freut sich über dich. (Gesamtchor fällt ein.) So ziemt auch uns vereinter Jubelsang. (Die beiden Tugenden führen die Seele zur Demut.)

Die Demut:
Du armes Kind, von Herzen umfange ich dich; denn aus tiefen, herben Wunden blutete um dich Christus, der große Arzt.

Die Tugenden (erheben sich — Gesamtchor):
O Du, der alles Lebens Quell, wie machtvoll ist Dein sanftes Walten! Nicht gabst Du in den sündigen Seelen Dein Ebenbild dem Untergange preis. Voll Sorge schautest Du vielmehr voraus, wie Du dem Fall der Engel sie entreißen möchtest. Drum freue dich, du Tochter Sion; denn viele, welche die Schlange dir zu rauben strebte, gibt dir Gott zurück, und nun erstrahlen sie in höherem Licht, als ohne Schuld und Buße ihr Los gewesen wäre.

Wie von einer geheimen Macht niedergeworfen, sank Gerhard von Rusteberg in die Knie. Er zitterte am ganzen Leib. Dies wundersame Spiel hatte ihm mit jäher Hand eine Binde von denAugen gerissen. Er, der sich gleich seinen Gefährten so stolz "Katharer", das heißt "der Vollkommene" genannt, hatte die Königin der Tugenden vergessen, die Demut. Von Luzifer bis zum Antichrist aber ist der Stolz die Todsünde jeglichen Rebellentums, das sich gegen Gott erhebt.

Nein, Gerhard von Rusteberg spürte in dieser Stunde, daß er nicht mehr zu den stolzen, düsteren Sektierern gehörte, auch innerlich nicht mehr, nachdem das äußere Band längst schon zerrissen war. Wie war das doch geschehen?

Mit doppeltem Eifer hatte er nach seiner Verurteilung durch das geistliche Gericht für die Lehre der Katharer geworben. Täglich hatte er um ihretwillen Freiheit und Leben aufs Spiel gesetzt. Mehr als einmal war er nur mit genauer Not den Häschern entkommen. Und doch hatte er eines Tages alle Gemeinschaft mit den Ketzern gebrochen.

Ein Bild hatten sie einst in ihren Unterschlupf gebracht, ein Bild der Muttergottes, das sie aus einer Kirche geraubt. Als aber einer daran ging, das Heiligtum zu höhnen und zu schänden, war Gerhard wild aufgesprungen, hatte den Lästerer mit der Faust zu Boden gestreckt und das Bild an seiner Brust geborgen. Da hatten die Katharer ihn als Abtrünnigen ausgestoßen und verflucht. Seither war er ein Mensch ohne Heimat, von allen verfemt und verworfen, ein Mensch ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Kraft zum Leben.

Monatelang war er durch die Dörfer gestrichen, ohne Ziel und Bleibe. Oft fand er kein Obdach und nächtigte in Frost und Regen. So wurde er krank und wußte nun, daß er den Tod im Herzen trug.

Das Spiel auf dem Rupertsberg hatte ihm die Augen aufgetan. Der Ausgestoßene und Verfemte hatte seine Heimat wiedergefunden.

Vom Chor her hallte der Ausklang des Spieles. Gerhard hörte des Erlösers Flehruf:

Vater, siehe, meine Wunden zeige ich dir! — Ihr nun, Menschenkinder alle, beuget eure Knie vor dem Vater, Damit Er Seine Hand euch reiche!

Noch einmal erfüllte der brausende Hall der Orgel den heiligen Raum. Dann ward es still. Im Chor verloschen die Lichter. Schweigend verließen die Andächtigen das Gotteshaus. Als letzter stieg Gerhard von Rusteberg den Klosterhügel hinab. Immer noch wogte der Nebel im Tal, in des Ausgestoßenen Seele aber war ein Licht aufgeflammt, das ihm den Weg zur ewigen Heimkehr weisen sollte.

*

DerAllerseelentag riß die letzten Blätter von den Bäumen. Wild fegte der Sturm das welke Laub über den Rupertsberger Klosterfriedhof, durch dessen Gräberreihen wieder einmal, wie so oft in der letzten Zeit, die Äbtissin Hildegard schritt. Gebeugt war der Gang der Achtzigjährigen, und die Hand, die sich auf den Stock stützte, zitterte. Vor vielen der kleinen Hügel blieb sie stehen und betete.

Da lag nun schon seit Jahren die treue Jutta, ihre liebe Gefährtin vom Disibodenberg. Aber der letzte Herbst hatte an ihrer Seite das Grab für eine andere Nonne geschaufelt, die Hildegard nicht minder teuer war. "Hiltrud von Sponheim" stand auf dem weißen Kreuz. Wenige Schritte weiter ruhte der Mönch Volmar, der erste Propst vom Rupertsberg, und neben ihm schlummerte der Domkantor Hugo, Hildegards Bruder, der Auferstehung entgegen.

Ja, das Jahr 1177, das Kaiser und Papst miteinander versöhnte, hatte die Äbtissin einsam gemacht.

"Gott nehme eure Seelen in Sein Leben!" betete sie leise. Dann ging ein Lächeln über ihre von so viel Leid und Sorge zerfurchten Züge. "Auch meinen Leib wird man bald in die letzte Klause betten, die uns die Erde schenkt. Dann wird Friede, endlich Friede!"

Mühsam schleppte Hildegard sich weiter. Der Sturm blähte ihr Gewand, und das tote Laub tanzte zu ihren Füßen. Der Klosterkirche schritt sie zu, dort für die Toten zu beten. An der Pforte kam ihr aufgeregt die Nonne Hedwig von Alzey entgegen und sagte:

"Ehrwürdige Mutter, ein Kranker erwartet Euch in Bingen. Er bittet Euch um der Liebe Gottes willen, zu kommen; denn ohne Euch vermöge er nicht zu sterben."

"Gut, mein Kind", sagte die Greisin, ohne zu zögern. "Du weißt, daß es solcher Beschwörung nicht bedarf, wenn ein Kranker meiner begehrt."

Die Nonne errötete.

"Wird Euch der Sturm nicht schaden, liebe Mutter?"

"Gott hat mich in meinem langen Leben durch so viel Sturm geführt, daß ich auch diesen nicht fürchte", erwiderte Hildegard lächelnd.

Eine Stunde später trat sie, von einem Boten begleitet, in eine elende Dachkammer, in die durch ein linnenverhängtes Fenster das spärliche Licht des Abends drang. Als sie die Tür öffnete, fuhr aus dem armseligen Lager ein Kranker auf und starrte die Äbtissin mit weit aufgerissenen Augen an. Dann begann er plötzlich heftig zu zittern, versuchte ein paar Worte zu stammeln und brachte sie doch nicht über die Lippen. Mit einem Ächzen sank er zurück.

Hildegard war inzwischen an das Elendsbett herangetreten und schaute den Siechen lange an. Dann sagte sie mit ruhiger Stimme:

"Fürchte dich nicht, Gerhard von Rusteberg. Gott liebt dich!" Sie legte ihm die Hand auf die Stirn.

Da warf sich der Kranke jäh empor und keuchte:

"Ihr wißt nicht, was Ihr tut, Äbtissin. Ich bin im Bann!"

"Ich weiß nur, daß deine Seele krank ist vor Heimweh nach Gott!" erwiderte Hildegard gütig.

Stöhnend fiel der Sieche auf sein Lager zurück. Dann schloß er die Augen, atmete schwer. Endlich begann er zu sprechen. Mühsam, oft von schwerem Husten unterbrochen, erzählte er die Geschichte seiner Irrungen und Leiden. Vergebens suchte die Äbtissin ihn mehrmals am Weitersprechen zu hindern. Gerhard wehrte nur hastig ab und fuhr mit zerrissenen Worten fort, bis er endlich völlig erschöpft seine Beichte beendete. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, und seine Brust keuchte in schweren Stößen. Dann aber tasteten seine Hände bebend nach einem Gegenstand, den er unter den Lumpen seines Lagers versteckt hielt. Es war ein Bild der Muttergottes, das er hervorzog. Mit scheuer Gebärde zeigte er es der Äbtissin.

"Ich hab es gerettet, als sie es zerschlagen wollten", stammelte er mit zuckenden Lippen.

"Nun ist sie bei dir, um dich zu retten", sagte Hildegard leise. Sie entzündete die Öllampe, die neben dem Lager stand. In dem schwachen Schein glänzte das Bild auf, das der Kranke fest in den bebenden Händen hielt. Unverwandt ruhte sein Blick auf dem Heiligtum.

"Nun ist sie gekommen, um mich zu retten", flüsterte er stammelnd nach. Endlich schaute er die Äbtissin mit großen Augen an und fragte leise: "Gibt es für einen, der unter dem Bann der Kirche steht, noch Verzeihung und Erlösung?"

"Die Barmherzigkeit Gottes läßt sich keine Schranken setzen", entgegnete Hildegard mit fester Stimme. "Kein Dornengestrüpp ist so dicht, aus dem nicht der gute Hirt sein Schäflein befreit."

Da entspannte sich das gequälte Gesicht des Kranken. Lange lag er still mit geschlossenen Augen und horchte auf den Sturm, der an den Dachsparren riß. Dann lächelte er still.

"Wißt Ihr es noch, Frau Hildegard, als ihr zuletzt bei mir waret, war auch Sturm. Ich war noch ein Kind und glaubte, der Sturm heulte um eine verlorene Seele."

Sinnend antwortete die Greisin:

"Der Sturm ist die Stimme der unerlösten Kreatur. Der Sturm ist der Ruf des ewigen Heimwehs alles Geschaffenen nach seinem Ursprung. Er kommt aus der Unruhe der Menschenherzen; denn unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Gott!"

"Bis es ruhet in Gott!" sprach Gerhard bebend nach. Er tastete nach der Hand der Äbtissin. "Schickt mir einen Priester, Frau Hildegard!"

Am selben Tag noch stieg der Pfarrer von Bingen zur gleichen Dachkammer hinauf und versöhnte des Sterbenden Seele mit ihrem Gott. In den Armen der Äbtissin verschied Gerhard von Rusteberg ohne Furcht.

Wenige Tage später ward er auf dem Rupertsberger Klosterfriedhof begraben. Der Sturm war verstummt und hatte einer großen Stille Raum gegeben.

Der Äbtissin aber stand der letzte große Sturm ihres Lebens bevor.

Der letzte Sturm.

Acht Tage später war es, als ein Abgesandter des Mainzer Erzstuhles auf dem Rupertsberg erschien und die Äbtissin zu sprechen begehrte. "War Euch bekannt, Frau Hildegard", fragte er mit düsterer Stimme, "daß Gerhard von Rusteberg, den Ihr auf Eurem Friedhof bestatten ließet, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen war?"

"Er w a r es", erwiderte die Äbtissin ruhig. "Allein er fand den Frieden und die Versöhnung der Kirche vor seinem Hinscheiden. Der Pfarrer von Bingen nahm den Sterbenden wieder in ihre Gnadengemeinschaft auf, sprach ihn von seinen Sünden los, reichte ihm die Wegzehr und die letzte Ölung. So schied er in Frieden!"

"Die Behebung des Bannes stand dem Erzstuhl zu Mainz zu, der ihn verhängte, nicht aber dem Pfarrer von Bingen."

"Die Hand eines Priesters, die sich über einen Sterbenden zur Lossprechung hebt, vermag keine Gewalt der Erde zu binden", entgegnete die Äbtissin.

"Das zu entscheiden ist Sache des Erzstuhles, nicht die

(Schluß folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Wie unsere Freunde und Wohltäter in der heutigen Ausgabe unseres Blattes erfahren, wird der Marienbote sein Erscheinen diesen Sommer einstellen müssen. Nach der heutigen wird es nur noch eine Ausgabe geben. Das wird der letzte Marienbote sein. Unsere Studentenbursen wird der Marianische Missionsverein der Oblatenpatres unserer Provinz übernehmen. Wir bitten unsere Wohltäter, uns weiterhin treu zu bleiben. Alle Opfer, den Studentenbursen gewidmet, möge man von nun ab an folgende Addresse senden:

The Missionary Association
of Mary Immaculate,
St. Thomas College,
North Battleford, Sask.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,487.45
Mrs. C. Vetsch, Vibank, Sask.	3.00
	$8,490.45

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,417.37
Anton Krebes, Edmonton, Alta.	1.00
	$2,418.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$3,034.20
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Mrs. A. Honigmann, Regina, Sask.	10.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	40.00
	$3.089.20

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Zwei prächtige Familienromane: Othmar Franz Lang, "**17 unter einem Dach**". — Heiterer Roman aus einem Vierfamilienhaus. (Verlag J. Pfeiffer, München, 160 Seiten, 6.80). Mit köstlichem Humor, aber auch erquickendem Ernst ist hier das moderne Leben geschildert, wie es in einem neu bezogenen Haus aufeinanderstösst und die Menschenschicksale durcheinander mischt. Ein Gegenstück dazu, aber durch die Brille des amerikanischen Humors gesehen, ist der Roman "**Alle unsere Neun**" von Thomas Byrnes (Rex-Verlag, München, 284 Seiten, 21.80 DM), die unverwüstlich optimistische Geschichte einer Neunkinderfamilie, die sich tapfer durch alle Schwierigkeiten hindurchkämpft. Zwei unterhaltsame, warherzige Trostbücher für Väter und Mütter und solche, die es werden wollen.

Hans Schürch, "**Mit Vater sind es 6**" — Verlag Welsermühl Wels-München, 202 Seiten.) Die abenteuerlichen Erlebnisse einer Ferienreise in das Tessin mit seiner Familie schildert in diesem köstlilichen Buch ein geplagter und bei alldem doch glückicher Vater. Seine Kindelr sind beileibe keine Engel und auch er selbst hat sich ein junges Herz bewahrt. Nun, ohne diese beiden Vorausstezungen hätte dieses erfrischende Buch entweder gar nicht oder nicht so geschrieben werden können: gar nicht, denn was geben Musterknaben für einen Stoff ab? — nicht so, denn ohne das junge Herz des Verfassers wäre aus dem Buch eine einzige Klage über die zügellose heutige Jugend geworden. So aber macht Schürch mit seinem munter und flott erzählten Ferienbericht grossen und kleinen Lesern viel Freude. Gerne werden sie auch seinem Rat folgen, den reizenden Ferinort nicht grade zu besuchen, wenn seine Famile dort für Betrieb sorgt!

Cathrine Cookson, **Sturm am Morgen**. — Roman. (Herder Verlag, Freiburg, 344 Seiten, 14.80 DM). Die Verfasserin der reizvollen Bücher "So ein Persönchen" und "Das Persönchen und der Herr" erzählt hier mit der gleichen Lebensechtheit und Kunst der Menschengestaltung das Ringen eines jungen Bergarbeiters, der aus der Enge seines Lebens ausbrechen möchte, um einer trügerischen Liebe willen und nach schweren Kämpfen zurückfindet zu einem echten Glück.

Bussel, **Andreas und Franziska**. — Bekenntnisse zweier Liebender. Ein Roman von der Académie Francaise 1957 mit dem "Grossen Romanpreis" ausgezeichnet (Rex-Verlag München 19, 88 Seiten, 6.80 DM). Ein feinsinniger Roman in Briefform. Andreas liebt Franciska, aber Franziska hat Heiner geheiratet. Heiner ist tot Andreas hatte vergeblich versucht, sich durch Reisen und leichtfertige Abenteuer zu betäuben, jetzt schöpft er neue Hoffnung. Er schreibt der Frau, an die nicht mehr zu denken er nie fertiggebracht hat. Sie gibt ihm Antwort. Aus diesem Briefwechsel ist dieses Buch entstanden. Zwei Charaktere und zwei Sprachen sind darin zu beobachten, überdies zwei Seelen, die nichts auf der Welt je verneinen wird.

Elisabeth Kawa. **Hände** — (Augustinus-Verlag, Würzburg, 32 Bildtafeln, 35 Gedichte, 80 Seiten, 6.00 DM). Dieser Band ist eine Kostbarkeit im doppelten Sinne: er erfreut durch gut wiedergegebene, küstlerisch wertvolle Darstellungen zum Thema Hände und läst durch die Schönheit und Innigkeit des dichterischen Wortes tiefer in das Geschaute eindringen. Dieser "Bild-Gedicht-Band" vermittelt uns die unseren Händen innewohnende Ausdruckskraft und deutet sie in tiefempfundenen Versen. Wer noch lesen, schauen und betrachten kann, wird dieses anspruchsvolle B&chlein immer wieder zur Hand nehmen.